

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 13 (1890-1892)
Heft: 1

Artikel: Briefe von J. G. Zimmermann, E. v. Fellenberg, Samuel Schnell, Karl Schnell und G. L. Meyer von Knonau an Philipp Albert Stapfer
Autor: Luginbühl, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-370818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Briefe

von

J. G. Zimmermann, E. v. Fellenberg, Samuel Schnell,
Karl Schnell und G. L. Meyer von Knonau

an

Philipp Albert Stapfer.

Von Rudolf Luginbühl.

Einleitung.

Das geistige Leben grosser Männer äussert sich wohl nirgends ungezwungener und offener, als in den Briefen an ihre intimen Freunde. Frei von den Schranken konventioneller Rücksichten, unbeeinträchtigt von der Furcht vor der Oeffentlichkeit, angetrieben durch das natürliche Bedürfniss rückhaltloser Erschliessung und Mittheilung können sie sich gerade so geben, wie sie sind. Keine prosaische Stilgattung gestattet einen solch rein subjektiven Ausdruck und einen so ausgedehnten und freien Spielraum als die Briefe. Die Unmittelbarkeit des Gedankens- und Gefühlsausdrucks qualifizirt sie, insofern sie nämlich von bedeutenden Männern herkommen, zur Quelle, und als solche dürfen sie auch einen Platz in den historischen Fachschriften beanspruchen.

Allein gerade im Wesen des Briefes liegt für den Geschichtschreiber eine doppelte Gefahr: Er muss sich hüten, briefliche Dicta durchweg als wohl und reiflich erwogene Urtheile aufzufassen. Er muss die Briefe nur

als das betrachten, was sie gewöhnlich sind: Aeusserungen momentaner Stimmungen. Sodann darf er vor der Menge geringfügiger oder für seine Zwecke total werthloser Details den Blick auf das eigentlich Bedeutsame nicht verlieren. Diese Gefahr ist um so grösser, je mehr man sieht, welche Unmasse von Schutt in Briefsammlungen, Biographien etc. aufgeführt und was dem Leser besonders unter dem duldsamen Titel von Memoiren, die gewöhnlich in Dutzenden von Bänden aufmarschiren, zugemuthet wird. Welche Menge erdrückender Details und zeitraubender Auseinandersetzungen, die den Historikern des kommenden Jahrhunderts die Aufgabe wesentlich erschweren müssen!

Herr Albert Stapfer, Sohn des helvetischen Ministers Philipp Albert Stapfer, hat mir in zuvorkommendster und verdankenswerthester Weise den schriftlichen Nachlass seines Vaters zu freier Benutzung übergeben. Er enthält über tausend theils von Stapfer selbst, theils an diesen geschriebene Briefe, deren Zahl von anderer Seite, namentlich durch Herrn Alt-Regierungsrath Hagenbuch in Zürich, den Inhaber des P. Usteri'schen Nachlasses, durch Herrn Oberst Monod bei Morges, den Inhaber des Laharpe'schen Nachlasses, und Herrn Schnell im Sommerhaus bei Burgdorf, in sehr verdankenswerther Weise noch vermehrt wurde. Die ziemlich regelmässige Korrespondenz Stapfers mit Usteri und Laharpe wird mit ganz wenigen Zugaben anderer Briefautoren Band XI und XII der „Quellen zur Schweizergeschichte“ füllen. Unter dem übrigen Briefmaterial galt es vorab, eine Sichtung und Auswahl zu treffen. Es fand sich verhältnissmässig wenig Geringwerthiges darunter. Die grosse Mehrzahl der Briefe trägt als Unterschrift irgendeinen berühmten Namen. Die Berühmtheit begründet aber noch kein Anrecht auf Publizität, sondern allein der Inhalt. Aus dem Nachlass schienen mir namentlich

die Briefe von J. G. Zimmermann, E. Fellenberg, Karl und Samuel Schnell, Gerold Ludwig Meyer von Knonau in sorgfältiger Auswahl und erlaubten Kürzungen, sowie ein Gutachten Stapfers über das bernische Bildungswesen, der Publikation im „Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern“ würdig. Ein innerer Zusammenhang zwischen den Genannten ist nicht vorhanden; doch stehen alle mit Bern mehr oder weniger in Beziehung. Nach der Zeit ihrer Abfassung umspannen die Briefe ein halbes Jahrhundert (1785—1837), berühren somit die Jugend und das Greisenalter Stapfers. Die zwei ersten sind indes nicht an diesen, sondern an dessen Onkel, Johann Stapfer, gerichtet. Inhaltlich sind die Briefe ausserordentlich verschieden: sie berühren zum Theil die brennendsten Tagesfragen, besprechen die politische Lage, literarische Erscheinungen oder geben Aufschlüsse biographischer Natur.

Der Verschiedenartigkeit ihres Inhalts wegen war es unmöglich, etwas Einheitliches aus diesen Briefen zu schaffen. Es sind nichts als vereinzelt Bausteine, die, am richtigen Ort eingesetzt und verwendet, recht nützlich werden können; Fäden, die, geschickt in das Gewebe einer historischen Darstellung, einer Biographie oder auch nur einer kulturgeschichtlichen Skizze verwoben, den Werth derselben wesentlich zu erhöhen vermögen.

Treten wir nun etwas näher auf die Autoren, ihr Verhältniss zu Stapfer und den Inhalt ihrer Briefe ein.

a. Johann Georg Zimmermann.

1728—1795.

Zimmermann stammte, wie Stapfer, von Brugg im Kanton Aargau; er studirte in Bern und Göttingen Medizin; an letzterem Orte hatte er sich des besondern Wohlwollens des Albrecht v. Haller zu erfreuen, praktizirte

hierauf als Arzt in Bern, von 1754—1768 in Brugg und von diesem Jahre hinweg bis zu seinem Tode als königlich grossbritannischer Leibarzt in Hannover. Seine ärztliche Praxis war eine ausserordentlich ausgedehnte; trotzdem war seine Thätigkeit auf dem literarischen Gebiete so gross, dass sein Name unter den Prosaschriftstellern des 18. Jahrhunderts nie fehlen darf. Seine Schriften „Vom Nationalstolz“ und „Ueber die Einsamkeit“ sind Werke, die noch heute mit Nutzen gelesen werden können und die noch heute etwas von der Zugkraft, die sie einst auf die ganze gebildete Welt ausübten, bewahrt haben. Sogar von seinem mehr fachlichen Zwecken dienenden Buche „Von der Erfahrung in der Arzneikunde“ behauptet sein Biograph Bodemann, „es reiche allein hin, seinem Namen ein bleibendes Denkmal zu setzen“¹⁾.

Im letzten Dezennium seines Lebens wagte sich Zimmermann noch auf das Feld der Geschichtschreibung und zwar durch Veröffentlichung dreier Schriften²⁾, die ihm mehr Unannehmlichkeiten als Ehre eintrugen, indem

¹⁾ Siehe Ed. Bodemann, „J. G. Zimmermann“ (1878 bei Hahn in Hannover erschienen), pag. 29. J. C. Mörkofer, „Die Schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts“, pag. 304, unterschätzt den Wert, wenn er behauptet, Zimmermanns Buch von der „Arzneikunde“ habe keinen wissenschaftlichen Werth, indem dasselbe weder neue Gedanken und Forschungen enthalte, noch bereits Erkanntes in übersichtlicher, systematischer Gliederung aufführe; haben doch Fachleute wie Tissot (in „Leben des Ritters von Zimmermann“, bei Hahn in Hannover 1797 erschienen, pag. 90) und Albrecht Rengger (in „Zimmermanns Briefe an einige seiner Schweizerfreunde“, Vorwort, pag. XXIV) und Männer wie Daniel Bernoulli (bei Tissot l. c. pag. 91) die Vortrefflichkeit des Buches auch nach der wissenschaftlichen Seite anerkannt.

²⁾ „Ueber Friedrich den Grossen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode“, „Vertheidigung Friedrichs des Grossen gegen den Grafen von Mirabeau“ und „Fragmente über Friedrich den Grossen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters“. (3 Theile, Leipzig 1790.)

sie eine ganze Fluth von Pamphleten ¹⁾ heraufbeschworen, die ihn in eine wahre Vernichtungsfehde verwickelten.

Zimmermann jede Befähigung zum Historiker streitig zu machen, wie seine Gegner gethan ²⁾, ist wohl ebenso unrichtig, als behaupten zu wollen, er habe sie in vollem Masse besessen. Die richtige Werthschätzung Zimmermanns nach dieser Seite finden wir wohl bei Joh. v. Müller ³⁾: „In Zimmermanns Werk stehen gute Sachen und die Schreibart ist schön, doch rechtfertigt er wohl viel und ist an schönen Worten reicher als an wichtigen und neuen Sachen.“ Oder wie Heym in seiner Rezension in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen ⁴⁾ sagte, „Fragmente sind es und keine Geschichte, aber viel herrlicher Stoff zu einer Geschichte.“

Eine kurze Zeichnung seines Geistes, wie er uns aus seinen Werken ⁵⁾, dem Urtheil seiner Freunde ⁶⁾ und

¹⁾ Vgl. namentlich „Freymüthige Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente“. Berlin, Nicolai 1791, zuerst als 2. Stück des XCIX. Bandes der Allg. deutschen Bibliothek, nachher auch separat erschienen.

²⁾ Siehe Freymüthige Anmerkungen l. c. S. 7, 8 und 372. Zimmermann selbst gibt zwar Anlass zu einer solchen Vermuthung, wenn er in dem Briefe vom 15. Nov. 1790 an seinen Freund Schmid in Brugg schreibt: „Von politischen Dingen verstehe ich eigentlich nichts“ (Siehe A. Rengger, Briefe Zimmermanns, S. 363).

³⁾ Bei J. C. Mörikofer l. c. pag. 309 angeführt.

⁴⁾ Jahrgang 1790, St. 62, S. 617 ff., auch bei Bodemann l. c. pag. 140 citirt, der übrigens in seinem Urtheil über die historischen Arbeiten Zimmermanns, pag. 138 ff., Wort für Wort dem trefflichen Mörikofer, l. c. pag. 309, folgt.

⁵⁾ Zu den bereits genannten sei noch erwähnt: „Das Leben des Herrn von Haller“, Zürich 1755; „Ueber den Wahwitz unseres Zeitalters und über die kräftigsten Hülfsmittel gegen die Mordbrenner, die uns aufklären wollen und gegen die Untergrabung und Vernichtung der christlichen Religion und Fürstengewalt.“

⁶⁾ Neben den bereits angeführten „Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz“, herausgegeben von Alb. Rengger,

Biographien entgegentritt, ist zum Verständniss seiner Briefe unerlässlich.

Zimmermann war eine genial beanlagte Natur, ausgerüstet mit der Gabe feiner Beobachtung. Dazu kam eine lebhaftere, leicht erregbare Phantasie, ein gutes Gedächtniss, namentlich für biographische Details, und reizbares Temperament, das sich nur zu oft in raschem und ungerechtem Urtheil entlud. Er hatte seine eigenen philosophischen Ideen, war nicht gewohnt, andere bestimmend auf sich einwirken zu lassen, sondern liebte seine eigenen Wege zu gehen und gefiel sich darin. Seit seinem 20. Altersjahre litt er unter seinem nervösen Temperament, das sich oft zu krankhafter Empfindsamkeit steigerte und mit zunehmendem Alter seinen Zustand wesentlich verschlimmerte. Seine weltmännische Bildung, sein leichtes, ungezwungenes Wesen im Verkehr mit Hochgestellten, seine ausgedehnten Kenntnisse, die er stets geschickt zu verwerthen wusste, erschlossen ihm die höchsten Gesellschaftszirkel und gaben seinem Geiste stets neue Nahrung ¹⁾. Rasches Urtheil in treffenden, aber oft sehr derben Worten ²⁾ charakterisirte seine Konver-

Aarau 1830 (XXXII u. 389 S.), erwähnen wir besonders: Bode-
mann, „J. G. Zimmermann 161—366: Bisher ungedruckte Briefe an
Zimmermann von Bodmer, Breitinger, Gessner, Sulzer, Moses Men-
delssohn, Nicolai, der Karschin, Herder und G. Forster“; „Ausge-
wählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde, in den
Jahren 1751—1810 geschrieben und nach der Zeitfolge geordnet,“
Zürich, Gessner, 1815, 4 Bände, namentlich Bd. I, Nr. 43—93 ohne
Nr. 60, und Bd. II mit 55 Nrn. von Z., Bd. III nur die Nrn. 221, 241,
259, 308; auch J. v. Müllers Sämmtliche Werke.

¹⁾ Das bekannte, von Tissot (l. c. S. 217) auf Zimmermann an-
gewandte Wort: „Homo sum, nihil humani a me alienum puto“ ist
wohl mehr der Ausdruck freundschaftlicher Liebe als das Resultat
objektiver Werthschätzung.

²⁾ In seinem Werke „Ueber die Einsamkeit“, II. 26, sagt er:
„Es ist also wohl in meinem Charakter, keck und ehrlich die Wahr-

sation und seine Schriften. Beide wusste er mit Interessantem, Selbsterlebtem, Anekdoten etc. anziehend zu machen. Dabei treten aber auch seine Mängel zu Tage: seine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, sein Paradien mit den Komplimenten hoher Gönner, sein Grossthun mit der Freundschaft berühmter Personen, sein Wichtigthun mit Neuigkeiten, sein launenhaftes, raschen Stimmungswechseln unterworfenes Wesen, seine Ueberschwänglichkeit im Ausdruck freundschaftlicher Gefühle und seine gallichte, oft verletzende Schärfe, die hauptsächlich in seiner Hypochondrie ihre Wurzel hatte.

„Aber so leidenschaftlich er auch war, so verschiedenartig auch die Mittel waren, die ihm sein glühender Hass zur Bekämpfung seiner Gegner in die Hände spielte, sein Charakter war rein und edel; Beweis dafür seine Empfänglichkeit für ächte Freundschaft, seine zuvorkommende Herzlichkeit, die das Unrecht, in einem Anflug übler Laune angerichtet, auch wieder gut zu machen strebte, seine Aufopferung für Hülfedürftige, die selbst unter den schrecklichsten Qualen nicht ermüdete.“

Die Bekanntschaft Zimmermanns mit der Stapferschen Familie datirte schon aus seiner Jugendzeit; eng befreundet war er mit Daniel Stapfer ¹⁾, dem Vater des

heit zu sagen“ und in der Vorrede zu dem genannten Werke, S. XV, „Manches muss man dem Arzte verzeihen, der gewohnt ist, den Menschen von allen Seiten auszuspähen“.

¹⁾ Bodemann l. c. S. 4: „Du bist von meinem vierten bis in mein achtzehntes, und von meinem vierundzwanzigsten bis in mein gegenwärtig einunddreissigstes Jahr mein beständiger Gefährte, mein vertrautester Freund und Bruder gewesen“ etc. In „Ueber die Einsamkeit“, III, 4, sagt er: „In meinen Schuljahren hatte ich einen einzigen Freund; er war ein trefflicher Kopf und für mich Alles in Allem“ etc. Zimmermann liess auch die Predigt D. Stapfers, die dieser bei Gelegenheit des Erdbebens zu Lissabon gehalten, drucken; sie wurde von Wieland als Muster der Kanzelberedsamkeit bewundert. S. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, I, 170—174.

helvetischen Ministers. In Nr. II, IV, IX und X nennt er ihn seinen „ältesten und besten Freund“. Es ist begreiflich, dass sich seine Liebe auch auf dessen Sohn Philipp Albert übertrug, der 1790 in Göttingen studirte, und sehr froh war, in dem nicht zu entfernten Hannover einen väterlichen und anregenden Freund zu finden. Seine Korrespondenz mit Zimmermann scheint nur im Sommer 1790 eine lebhaftere gewesen zu sein.

Ihre Ansichten und Ziele gingen, namentlich nach Stapfers Rückkehr zu sehr auseinander, als dass ein innigeres Verhältniss auf die Dauer möglich gewesen wäre. Als Zimmermann den jungen, freiheitbegeisterten Gelehrten in seinen Hass gegen die „Aufklärer“ hineinziehen wollte, befeissigte sich derselbe möglicher Zurückhaltung.

Die unten folgenden Briefe, die ich, mit Ausnahme von Nr. V und IX, der Güte des Herrn Schnell im Sommerhaus zu Burgdorf verdanke, fallen sämmtlich in das letzte Dezennium seines Lebens, ein Umstand, der ihren Werth ganz wesentlich erhöhen muss; denn die bis jetzt publizirten Briefe stammen zum grössten Theil aus früherer Zeit ¹⁾. Lobend heben wir hinsichtlich des Aeussern die deutliche und gut leserliche Schrift Zimmermanns hervor. Hinsichtlich ihres Inhalts sind sie eine Bestätigung dessen, was wir oben zur Charakterisirung Zimmermanns gesagt haben. Frisches Leben spricht aus ihnen, und der Zug der Lebendigkeit macht ihre Lektüre ganz angenehm.

Persönliche Nachrichten, die der Autor von sich selbst und den Seinigen gibt, beanspruchen im Briefe

¹⁾ Bodemann l. c. reicht in den Briefen Georg Forsters an Zimmermann und Nicolai an ebendenselben nur bis 1788, s. S. 310 und 339; hingegen reichen seine Briefe an Joseph Schmid (in „Zimmermanns Briefe an einige seiner Schweizerfreunde“) bis zu seinem Todesjahr.

mit Recht einen hervorragenden Platz. So erfahren wir in vorliegenden Briefen auch Manches über das Leben Zimmermanns und das der Seinigen. Er singt das Lob seiner Frau und freut sich des ehelichen Glückes (Nr. I), klagt, dass ihn das Heimweh plage und bittet um Rath für seinen unglücklichen Sohn, den er gerne im Bernbiet unterbringen möchte (Nr. II), freut sich über den Besuch Aug. v. Kotzebue's (Nr. VI) oder jammert über sein schreckliches Leiden (Nr. VII). Geradezu ergreifend ist der letzte oder zehnte Brief, in dem er sich in Klagen über seinen Zustand ergeht. Er trägt, obgleich wenig mehr als ein kleines Quartblatt füllend, 3 verschiedene Daten, die beinahe 2 Monate auseinander liegen. Aufregende Thätigkeit, mehr noch aber die stets zunehmende Melancholie haben ihm die zur Erfüllung seiner Korrespondenzpflichten nöthigen Kräfte geraubt. Er, der früher mit Leichtigkeit bogenlange Briefe geschrieben — Nr. I zählt 7 kleine Oktavbogen — war später kaum mehr im Stande, einen kleinen Brief ohne Unterbrechung zu schreiben.

Zimmermanns literarische Arbeiten bleiben natürlich in diesen Briefen nicht unerwähnt. Er gibt uns ganz interessante Details, nicht gerade über das eigentliche Wesen seiner Schriften, als vielmehr über deren Wirkung. Er freut sich über die Anerkennung, die seinem Buche „Ueber die Einsamkeit“ zu Theil geworden, namentlich über den Beifall und das Geschenk der russischen Kaiserin Katharina II., aus deren Brief er einen kleinen Auszug bringt (Nr. I). Dann wünscht er hundert Dinge nicht geschrieben zu haben, die in seinem Buche geschrieben sind; ja er mag dieses nicht einmal mehr ansehen und behauptet, dass er gegen allen literarischen Ruhm gleichgültig sei und sich schäme, ihn jemals gewünscht und sich darüber gefreut zu haben. Und dies

sagt er im gleichen Brief, in welchem er die ausserordentlich günstige Aufnahme seines Buches schildert und äussert, dass es über alle seine Erwartung und über alle Begriffe vortheilhaft bei Menschen aus allen Ständen gewirkt habe (Nr. II). Auch bespricht er die Abfassung politischer Streitschriften und verbreitet sich besonders über die Anlage einer Komödie, in der er die Aufklärer zu persifliren gedachte (Nr. V und Nr. VI). Die literarische Fehde, in die er sich in den letzten Jahren seines Lebens verwickelte, und der er erlag, führt er uns in ausserordentlich derben und rohen Zügen vor (Nr. IX).

Mit wahrhaft väterlicher Liebe nimmt er sich des jungen P. A. Stapfer an. Er empfiehlt ihn an einige Professoren in Göttingen (Nr. III), ladet ihn auf die Ferien zu sich ein, warnt ihn vor dem abgeschlossenen Leben und der Schreibecheu seines Vaters, ermahnt ihn, durch Verkehr mit grossen Männern und angestrengte Thätigkeit das Heimweh zu bekämpfen (Nr. III und IV), gibt ihm gegen seine Augenschwäche ärztliche Rathschläge (Nr. VI), will ihn zur Abfassung eines Aufsatzes über den damaligen Religionszustand in Deutschland veranlassen, ersucht ihn, sehr wahrscheinlich nur scherzweise, um Zusendung von Beiträgen für die oben erwähnte Komödie, betitelt „Die Aufklärer“ (Nr. V u. VI), gibt ihm zu seiner Reise nach Holland und England Empfehlungen mit (Nr. VIII), sucht das Gerücht, durch welches Stapfer in Bern vor seiner Rückkehr als Jakobiner verschrieen worden, durch Briefe an einflussreiche Persönlichkeiten zu entkräften (Nr. IX), kritisirt dessen Schrift über „Die fruchtbarste Entwicklungs - Methode der Anlagen des Menschen“ (Nr. X).

Grosses Interesse zeigt er an der Politik, wobei sein anti-revolutionärer Standpunkt grell zu Tage tritt. Seine Wuth gegen „die Aufklärer“ (Nr. V und VI) streift

hart an's Lächerliche; er freut sich über jeden Erfolg der Revolutionsgegner. Schriften, welche die Revolutionen bekämpfen, sind ihm sehr willkommen. Darum wünscht er, dass Burke's Schriften in den Göttinger Gelehrten Anzeigen rezensirt werden (Nr. IX); zitiert und bespricht eine ganze Reihe antirevolutionärer Schriften, die er irrthümlicherweise von Göthe verfasst glaubt (Nr. IX), beantragte sonderbarer Weise dem Kaiser Leopold zur Bekämpfung des Jakobinismus in der Schweiz die Gründung einer Association in Bern, für welche er neben dem Schultheissen Steiger und dem Landvogt Kirchberger auch den zurückgekehrten, als Jakobiner verschrieenen Stapfer als Mitglied in Aussicht genommen hatte; bedauert das Misslingen der Flucht des Königs (Nr. IX), kann sogar nur schreiben, wenn das gelingt, was gegen die Franzosen unternommen wird (Nr. X).

An den Schicksalen des Schweizervolkes nimmt er stetsfort regen Antheil. Steht er auch im Dienste fremder Fürsten, so bleibt er doch Schweizer. Wenn er in Nr. I behauptet, dass er ungeachtet der kleinen Nadelstiche, die er in seinem Buche der Schweiz überhaupt und den Bernern insbesondere gebe, bei jeder grossen Veranlassung „ein treuer und guter Schwytzer sei“ und immer bleiben werde, so müssen wir wohl angesichts seiner Vorliebe für monarchische Staatsformen annehmen, dass er sich nicht der ganzen Tragweite dieses Wortes und des ganzen Umfangs des Begriffs Schweizer bewusst war. Er macht sogar Mittheilungen über die Theilungsprojekte, die gegen die Schweiz in Umlauf gesetzt worden, und spricht von erneuten Ansprüchen Oesterreichs. Auch behauptet er, eine Vorrede Schlözers, worin dieser die Schweizer zur Rebellion gegen ihre Regierung aufgefordert, unterdrückt zu haben (Nr. I); besonders freut er sich über die Briefe Meiners über die Schweiz als Gegengift

gegen die Schlözers (Nr. I und II); über die Gefahr eines bevorstehenden Umsturzes schreibt er indirekt an die Bernerregierung (Nr. VI); beklagt die Vorgänge im Waadtland (Nr. VI) und billigt die Massnahmen Berns gegen Waadt (Nr. IX).

b. Philipp Emanuel von Fellenberg ¹⁾.

1771—1844.

Philipp Emanuel von Fellenberg, der Stifter von Hofwyl, ist wohl noch so frisch in aller Gedächtniss, dass es hier genügen mag, mit einigen wenigen Strichen die äussern Lebensumrisse anzugeben.

Er wurde in Bern als der Sohn Daniel Fellenbergs, des Rechtsgelehrten und spätern Rathsherrn, geboren; er gehörte somit zu einem angesehenen Patriziergeschlechte. Der spätere helvetische Minister Albrecht Rengger war auf dem Schlosse Wildenstein im heutigen Kanton Aargau, wo sein Vater als Landvogt regierte, sein Lehrer; der junge Fellenberg kam dann in das Erziehungsinstitut des blinden Dichters Pfeffel in Colmar, studirte in Tübingen und anderwärts Rechtswissenschaft und Philosophie; dann begab er sich aus Bildungsbedürfniss und Gesundheitsrücksichten auf Reisen. Im Jahre 1798 kämpfte er als Jägeroffizier gegen die Franzosen, wurde von diesen vogelfrei erklärt, entkam aber

¹⁾ Es gibt wohl wenig Berner, über die mehr geschrieben wurde, als über Fellenberg. Wir verweisen namentlich auf: Dr. H. Robert Schöni, Der Stifter von Hofwyl, Leben und Wirken Fellenbergs, Jubiläumsschrift 1871. O. Hunziker in Geschichte der schweizerischen Volksschule, II, 236—255. W. Hamm, Emanuel von Fellenbergs Leben und Wirken. Bern 1845 (mit einem zwar nicht vollständigen Verzeichniss seiner Schriften). K. R. Papst, Der Veteran von Hofwyl (Biographie Theodor Müllers, II. u. III. Theil), Aarau 1861—1863.

unter grossen Lebensgefahren¹⁾ nach Tuttlingen. Zur Zeit der Helvetik in diplomatischer Mission in Paris thätig, entsagte er doch bald der Politik und begann seine Wirksamkeit in Hofwyl. Dieses Landgut erhob er bald zu einer solchen Musterwirthschaft, wie die ganze Schweiz keine zweite aufzuweisen hatte. Aber Fellenberg blieb nicht bloss Landwirth, der inmitten einer agrikolen Bevölkerung doppelt anregend wirken musste, sondern er gründete 1804 eine Armenschule, die dann Zweiginstitute in Maikirch, Silenen u. a. a. O. in's Leben rief. Später sah er sogar in den Armenschulen seine ihm von Gott zuertheilte Lebensaufgabe²⁾. Seine Armenanstalten wurden das Vorbild zu ähnlichen Schöpfungen in fast allen zivilisirten Ländern. 1807 entstand das höhere landwirthschaftliche Institut, worin die Agrikultur theoretisch und praktisch gelehrt ward, eine Schöpfung, die sogleich auch eine stattliche Zahl von Nachahmern fand. 1808 fügte Fellenberg ein Erziehungs- und Bildungsinstitut für höhere Stände bei, das bald berühmte Männer zu Lehrern und Fürstensöhne zu Schülern hatte. 1808 nahmen auch die Normalkurse zur Bildung von Schul Lehrern ihren Anfang, eine Schöpfung, die am meisten unter dem Argwohn der Regierung zu leiden hatte, indem diese schlechtweg die Abhaltung neuer Kurse verbot, bis 1832 diese Institution unter der Regenerationsregierung einen neuen erfolgreicherer Aufschwung nahm. 1830 kam noch eine Mittel- und Realschule zu den bereits genannten Instituten.

¹⁾ So erzählt Samuel Ith, 1798 Pfarrer in Siselen im Seeland, später Dekan in Bern, in einem Briefe vom 9. Juli 1798 an Stapfer, wie sehr er erschrocken sei, als er vor wenigen Tagen nach Mitternacht Fellenberg bei sich ankommen sah. Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 8.

²⁾ Siehe Nr. XXVI.

Damit hatte nun Fellenberg einen Riesenbau aufgeführt, dessen inneren Ausbau er sich sehr angelegen sein liess.

Solche Schöpfungen lassen uns nun auch schon auf die Hauptzüge seines Geistes schliessen.

Sie konnten ihre Entstehung lediglich einem Manne verdanken, der mit dem Streben nach hohen Zielen und mit Unternehmungslust scharfen Verstand, praktischen Blick und unermüdliche Energie verband.

Fellenbergs Hauptziel war die Hebung und Förderung des Wohls der Menschen, namentlich der armen, sowohl nach ihrer geistigen als materiellen Seite hin. Das beste Mittel dazu sah er in der Bildung der Jugend. Dieses Ziel erfasste er mit der ganzen Kraft und Wärme seines Herzens. Ohne eigentlich ein Genie zu sein, besass er doch einen durchdringenden Verstand, der, unterstützt von einer reichen Welterfahrung, in einem bewunderungswürdigen Organisationsgeschick seine schönste Frucht zeitigte. Dazu kam als wesentliches Moment eine Willenskraft, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte. Fast begreiflich ist, dass seine Strenge oft zur Härte, seine Energie zur Halsstarrigkeit, seine Ordnungsliebe zur Pedanterie wurde. Bei ziemlich fühlbarem Mangel an gemüthlichem Elemente besass er doch für jeden ein gewisses väterliches Wohlwollen, das aber hauptsächlich auf dem Boden unbedingten Gehorsams seine Macht voll und ganz entfaltete.

Die Bekanntschaft Fellenbergs mit Stapfer fällt ohne Zweifel schon in die Jugendzeit; doch fehlen dazu nähere Anhaltspunkte. Erst die Neunzigerjahre brachten sie näher zusammen; gleiches Streben und gleiche Ziele verbanden sie. Die gründliche wissenschaftliche Bildung Stapfers wirkte wohl wesentlich mit, Fellenberg seinen dilettantengradigen Vielseitigkeiten zu Gunsten eines

grössern Vertiefens in die Hauptsachen zu entreissen; auf der andern Seite konnte Fellenbergs praktisches Geschick, seine Weltgewandtheit und Energie heilsam auf Stapfer wirken.

Als dieser dann später als Privatgelehrter in Paris lebte, setzte sich das freundschaftliche Verhältniss fort, ohne indess jemals einen grossen Grad von Innigkeit zu erlangen. Aus der nun erscheinenden Korrespondenz Stapfers mit Usteri und Laharpe ist ersichtlich, wie sehr sich ersterer um Fellenbergs Institute interessirte. Er erkennt sogleich ihre hohe Bedeutung für das ganze Volk ¹⁾. Seine Freundschaften und Konnexionen mit einflussreichen Männern benützt er, um dieselben bekannt zu machen und das Interesse dafür zu gewinnen ²⁾, setzt sogar die Société d'agriculture in Bewegung ³⁾, spart aber auch den Tadel nicht, wo er ihn gerechtfertigt hält; besonders missfällt ihm die von Bombast nicht ganz freie

¹⁾ „Ces établissements peuvent“, schreibt Stapfer am 10. März 1809 an Laharpe (siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 255), „devenir une école pratique, infiniment utile, et, quoique l'enthousiasme du fondateur exagère peut-être ses droits à l'intérêt public, il est, dans ce déluge d'égoïsme et d'apathie pour le bien, d'un mauvais exemple, de soumettre le zèle à une critique trop minutieuse et de juger trop sévèrement un enthousiasme sans lequel il ne s'est jamais rien fait de véritablement bon et grand.“

²⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 219: „Ich bearbeite nun Dégérando für die Akklimatisirung von Fellenbergs Kulturmethode in einer Ferme expérimentale nach dem grössten Maasstabe.“ (Dégérando hat später viel über Hofwyl geschrieben, wie „Le visiteur du pauvre“ und „Notices sur les établissements d'Hofwyl“). Siehe Quellen l. c. XI, 227.

³⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 248: „Ich wünschte sehr, dass die Pariser Société d'agriculture bestimmt werden könnte, sich auf eine schmeichelhafte und kräftige Art für Hofwyl zu erklären. Allein ich habe wenig Hoffnung dazu; eines der bedeutendsten Mitglieder, Pertzus, ist sehr dagegen.“

Sprache Fellenbergs ¹⁾, sowie auch sein allzu trotziges Auftreten gegen seine Regierung ²⁾. Namentlich ist es die Presse, welche Stapfer benutzt, um Fellenbergs Ideen den Franzosen fasslich und angenehm zu machen. Bald benützt er den „Publiciste“, bald „Les Archives“, bald das „Journal de la Société de la morale chrétienne“, bald „La Revue encyclopédique“, bald irgend eine Fachschrift ³⁾.

Die 16 Briefe Fellenbergs an Stapfer, welche unten (Nr. XI—XXX, ohne XV, XVI, XXVIII, XXIX) folgen, sind nur ein kleines Bruchstück aus ihrer Korrespondenz, immerhin noch gross genug, uns recht interessante Blicke in ihr Verhältniss, namentlich aber in das Leben Fellenbergs zu gestatten. Bis 1823 sind die Briefe von seiner eigenen Hand geschrieben, später aber von der eines

¹⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 264: „Unser Freund F. sollte sich befeissen, mit mehr Simplizität zu schreiben.... Das sicherste Mittel, hier ein Zeichen von Aufmerksamkeit zu erhalten, wäre eine in französischer Sprache abgefasste, schlichte, historische Erzählung seiner Versuche und Anstalten, aber mit möglichster Einfachheit und Entfernung von allem Schwulst. Es herrscht zwar hier in allen anderen Fächern viel Charlatanerie, und da ist es gut, den Mund voll zu nehmen; allein in allen Naturwissenschaften und ihren praktischen Anwendungen herrscht der klarste, simpelste Styl.“ Siehe auch Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 285.

²⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 239: „Unser Freund F. hat vor wenigen Tagen seiner Regierung in Bern in Ton und Manier, die ich nicht billigen kann, den Krieg angekündigt. Er hat mir vertraute Mittheilung des Schreibens gemacht, wodurch er ihr erklärt: er werde allen seinen Verhältnissen die grösste Publizität geben und der Welt sagen, dass er sich in den Erwartungen von seiner Regierung getäuscht habe, dass sie ihn auf alle Weise contrarire. Was kann dabei Gedeihliches herauskommen?“

³⁾ Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, XI, 227: „Car je vous dirai que c'est moi qui suis l'auteur de la plupart des articles qui ont paru sur Hofwyl dans le „Publiciste“ et dans celui des „Archives“. Grössere Artikel erschienen später in der „Revue encyclopédique“ (1821) und „Journal de la Société de la morale chrétienne.“

Sekretärs. Gewöhnlich entstanden sie auf spezielle, meistens äussere Veranlassung hin: Austretende Zöglinge, Verwandte oder gute Bekannte erhielten Empfehlungen, so Benedikt Vischer (Nr. XIV), die Prinzen Suworoff (Nr. XIX), Baggesen (Nr. XXI), Woodbridge (Nr. XXIII), Benedetti (Nr. XXIV), seine Söhne (Nr. XXV).

Inhaltlich sind die Briefe sehr verschieden, indem sie die mannigfaltigsten Gebiete beschlagen. Fellenberg wünscht Auskunft über angemeldete Jünglinge und ihre Eltern, so über Uechteritz (Nr. XVII) und Louis de Villeveille (Nr. XVIII); bittet um Schüler (Nr. XII), neue Lehrer (Nr. XVIII), oder bespricht anzustellende Lehrer, wie Revel (Nr. XIX) oder angestellte, wie Kortüm (Nr. XXII); ersucht ihn um einige Schriften Sieyès' (Nr. XII), um ein Urtheil über den Atlas von Brué (Nr. XVII); wünscht das Urtheil St-Aulaire's, der einige Zeit im Institut zugebracht und nun wieder nach Frankreich zurückgekehrt ist, zu erfahren (Nr. XXIV) oder bittet Stapfer, er möchte durch seinen Einfluss bewirken, dass die Artikel Hofwyl-Fellenberg in der von Chamrobert besorgten französischen Uebersetzung des Brockhaus'schen Lexikons zu seinen Gunsten abgeändert werden (Nr. XXVII).

Was Fellenberg über Pestalozzi, den er von Schmid verführt glaubt, sagt (Nr. XX und XXIII), klingt mehr wie Entschuldigung und Rechtfertigung. An der Abfassung der Biber-Niederer'schen Schrift gegen Pestalozzi scheint er sich sogar betheiligt zu haben (Nr. XXIII).

Der erste Brief stammt aus Fellenbergs Jünglingsjahren und charakterisirt sich äusserlich durch eine ziemlich unbeholfene und schwerfällige Ausdrucksweise. Dieser Brief ist darum sehr interessant, weil er uns einen Blick in Fellenbergs Verhältniss zu den neuen Ideen gestattet. Obgleich Patrizier, kann er die schroffen Ansichten Lavaters

nicht theilen. Für die Gegenwart hält er das Beste, stumm betrachtend die Ereignisse abzuwarten ¹⁾.

Mehrmals kommt seine Missstimmung über das Verhalten seiner Regierung in ziemlich scharfen Worten zum Ausdruck, namentlich nach dem Sturz der Mediation (Nr. XIII und XIV), wo er in Bezug auf die Regierung seines Kantons von Elendigkeit und einem Entreissen von verbrecherischen Händen spricht.

Auch später beklagt er sich über die constante Opposition der Berner (Nr. XX, XXIV und XXVI), doch tröstet er sich mit der jungen Generation, die ihm auch in politischer Hinsicht eine bessere Zukunft verspricht (Nr. XX).

Hauptgegenstand der Korrespondenz aber ist das Institut. Alles Andere ist ihm doch nur Nebensache. Jede Gelegenheit benützt er, Stapfer dasselbe recht warm zu empfehlen. Fast aus jedem Briefe merkt der Leser, wie sehr Fellenberg von der Grösse seiner Aufgabe erfüllt ist. Mit welcher Freude spricht er nicht vom Gelingen seines Werkes! Ja er sucht Stapfer selbst für sein Werk als Lehrer zu gewinnen und schlägt ihm 1812 vor, mit ihm zur Direktion einer Erziehungsanstalt zusammenzutreten, „wie noch keine existirte, einer Erziehungsanstalt, wie die Bedürfnisse der Familien, des Vaterlandes und der Menschheit übereinstimmend erheischen“ (Nr. XII).

¹⁾ Der Brief scheint mir aber das Urtheil R. Schöni's l. c. S. 14, dass Fellenberg Pestalozzi gegenüber die Rolle eines vielleicht allzu ängstlich konservativen, von Standesvorurtheilen noch nicht gänzlich freien, aber doch wohlwollenden und besonnenen Mahners und Warners gespielt habe, nicht zu bestätigen. Der Satz: „dass ich mit Lavatern nicht einig bin, begreifen Sie“ scheint uns doch nicht der Ausdruck einer allzu ängstlich konservativen Gesinnung, und dass Fellenberg Pestalozzi gegenüber andere politische Gesinnungen gezeigt, als gegen Stapfer, ist nicht anzunehmen.

Es zeugt für den ausserordentlichen Scharfblick Fellenbergs, wenn er in der Wichtigkeit der Jugendbildung eine grosse Aufgabe und Pflicht des zukünftigen Staates erkannte, und, so feindlich sich ihm und seinen Bestrebungen auch seine Regierung zeigte, doch nicht von dieser Ansicht abwendig gemacht werden konnte. Er hofft, die Idee einer genugthuenden Menschen- und Nationalbildung auf eine Weise zu realisiren, durch die die Gesetzgeber, die im Grossen für die Fortschritte unseres Geschlechts vermittelt der Verbesserung seiner Erziehung zu sorgen haben werden, die nöthigen Vorarbeiten alle gemacht finden sollen und sie sofort nur zu benützen haben werden (Nr. XXII). „Sein Sohn werde ihm“, schreibt er ein paar Jahre später an Stapfer, „Auskunft über die Wege und Mittel geben, durch die das Unternehmen von einer Generation auf die andere übertragen und in zunehmendem Wachsthum erhalten werden kann, bis die gesetzgebenden und exekutiven Behörden bei uns dahin gebracht sein werden, die Früchte seiner Bestrebungen unserem Staatsleben zu gut kommen zu lassen“ (Nr. XXV).

Am meisten Wärme zeigt Fellenberg in der Besprechung der Armenschulen, speziell der Linthkolonie in Nr. XXVI. Durch diesen hochinteressanten Brief, der nicht blos ein Begleitschreiben, sondern eine nothwendige Ergänzung zu Fellenbergs 360 Seiten zählender Schrift: „Beleuchtung einer weltgerichtlichen Frage an unsern Zeitgeist“, ist, will Fellenberg durch Stapfer die Aufmerksamkeit des gebildeten französischen Publikums auf die Linthkolonie hinlenken, für welche die vorhandenen Hilfsmittel nicht genügen und der er deshalb „durch eine starke Erregung der öffentlichen Meinung der zivilisirten Welt“ aufhelfen möchte. Der Brief deckt Hindernisse auf, die das Buch nicht einmal andeutet. Man vergleiche nament-

lich, was er an beiden Orten (Buch und Brief) über Glarus sagt. — Mit jugendlichem Feuer spricht er von seinem hohen und edlen Ziele. «Ich bin in meinem frühern Leben niemals so tief ergriffen gewesen wie jetzt von dem Lebenszwecke, der mir nach meiner innigsten Ueberzeugung von dem höchsten Anordner der Dinge zugetheilt worden ist, und ich befinde mich immer mehr begeistert für die Aufgabe, die wir zu lösen haben.»

Auch über seine Maikolonie, d. h. seine Armenschule in Maikirch verbreitet er sich (Nr. XXIV). Und wie freut er sich über die Musterschule zu Silenen in Uri? (Nr. XXX).

c. Philipp Albert Stapfers

„Gedanken über die Erziehung der bernischen Patrizier“.

Carl Victor von Bonstetten¹⁾, der langjährige Freund Stapfers, forderte diesen zu wiederholten Malen auf, seine Gedanken über das bernische Erziehungswesen zu Papier zu bringen und ihm einzuschicken. Aus verschiedenen Gründen konnte Stapfer diesem Wunsche erst 1815/1816²⁾, d. h. in einer Zeit, als das bernische Patriziat wieder hergestellt war und von neuem die Zügel der Regierung ergriffen hatte, nachkommen, zwar nicht nach dem ganzen Umfang desselben, sondern blos soweit es

¹⁾ Carl Victor von Bonstetten (1745—1832) von Bern, war einer der gelesesten Schriftsteller seiner Zeit, der sich namentlich viel mit pädagogischen Fragen beschäftigte; schon 1785 veröffentlichte er im Schweiz. Museum pag. 907—954 u. 961—1004: „Ueber die Erziehung der bernischen Patrizier. Ein Fragment aus der Geschichte der Schulen von Bern“. Karl Morell und Steinlen haben, jeder in eigener Weise, sein Leben beschrieben.

²⁾ Das Memorial enthält weder den Namen des Adressaten noch das Datum; doch lässt sich unschwer unsere Annahme — Bonstetten als Adressaten und Ende 1815 oder Anfang 1816 als Datum — aus dem Inhalt nachweisen.

die Erziehung der bernischen Patrizier betraf. Das Memorial, von Kopistenhand sauber und hübsch geschrieben und von Stapfer korrigirt¹⁾, ist leider nicht ganz erhalten; es bricht gerade an einer interessanten Stelle, nämlich bei der Begründung der Vorschläge zur Verbesserung ab. Immerhin schliesst das noch Vorhandene die Hauptsache ein.

Als wesentliche Hindernisse einer gedeihlichen Entwicklung bezeichnet Stapfer die politische Beschaffenheit Bern's, den barbarischen Dialekt, besonders aber die zwitterartige, halb französische, halb deutsche Kultur. Dass adelige Geburt allein ein Anrecht auf die höchsten und einträglichsten Staatsstellen begründete, musste ganz demoralisierend wirken. Bern hat sich aber auch geistig dadurch isolirt, dass es sich nicht an die deutsche Kultur angeschlossen. Schlawheit war die unvermeidliche Folge. Darum thut eine Rückkehr zur Stärke, Energie und Einfachheit der Alten noth.

Zu den oben genannten Uebeln kamen aber noch zwei den Aristokratien inhärente, nämlich die Scheu vor Neuerungen und die Eifersucht der Glieder der Regierung unter sich selbst. Frägt man sich aber, warum die Aristokratie von Bern niemals auf das Niveau derjenigen von Luzern, Solothurn und Freiburg herabgesunken und warum sie dem lethargischen Schlaf derselben entgangen sei, so liegt der Grund dazu hauptsächlich in der Wahlart des Grossen Rathes, der durch die alle zehn Jahre stattfindende, 80 bis 90 Mitglieder starke Ergänzung neues Leben erhielt.

¹⁾ Die Korrektur Stapfers erstreckt sich jedoch blos auf den Inhalt und den Stil, nicht auch auf die Orthographie; da diese von derjenigen Stapfers in seinen Briefen an Laharpe abweicht, so passte ich sie der modernen Schreibweise an.

Dass Zürich reicheres geistiges Leben entfaltet als Bern, hat seinen Grund in seinen freien Institutionen (*principe démocratique*) und in seinem Anschluss an deutsche Kultur.

Die Mittel zur Besserung liegen erstlich im Ent-sagen der amphibienartigen, halb französischen, halb deut-schen Kultur und im entschiedenen Anlehnen an die deutsche, verbunden mit einer Veredlung des Dialekts und einem häufigen Gebrauch der Schriftsprache. Das zweite Mittel besteht im Anschluss der Regierung an das Volk. So vortrefflich das alte Patrizierregiment für das materielle Wohl seiner Unterthanen gesorgt, so sehr hatte es das geistige derselben vernachlässigt.

Bonstetten, der gerade damals seine Autobiographie zu schreiben begann¹⁾, hat dieses Memorial reichlich ausgenützt und in seinen Schriften verwerthet.

Wir denken hier vorab an seine Souvenirs, d. i. an seine 1831 erschienene Autobiographie, speziell an die Seiten 19—48. Zum Theil mag Stapfer das, was er in seiner „Description de la ville de Berne“ aus den „Souvenirs“ angeführt hat²⁾, im Bewusstsein der Mitautor-schaft gethan haben. Die Priorität einzelner Gedanken bei Stapfer nachzuweisen, wäre ein zu gewagtes Unter-nehmen (Nr. XV).

d. Samuel Schnell und Karl Schnell.

(1775—1849)

(1786—1844)

Der Name Schnell ist mit der Geschichte des Kan-tons Bern in den Dreissigerjahren dieses Jahrhunderts

¹⁾ Siehe Briefe von Bonstetten an Matthisson, herausgegeben von H. H. Füssli, Zürich, 1827, Seite 31: „Davon wird meine be-gonnene Biographie Dir den Beweis liefern“ (23. Oktober 1816).

²⁾ S. *Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux*, S. 361—541, speziell 438 ff.

aufs Engste verknüpft. Die sogenannte Regeneration ist in diesem Kanton von den Schnell ausgegangen und bis zum Sturze der letztern im Jahre 1838 auch von ihnen geleitet worden. Ein Geschichtschreiber dieser Zeit wird deshalb die Thätigkeit der Hauptträger dieses Namens nach allen Seiten und Beziehungen zu verfolgen haben und gewiss für wichtige Briefe sehr dankbar sein.

Samuel Schnell ¹⁾, der in erster Ehe die einzige Schwester P. A. Stapfers zur Gemahlin hatte, war Professor der Jurisprudenz an der Akademie und spätern Hochschule in Bern. Er wirkte nicht bloss als Lehrer sehr anregend, sondern wusste sich auch durch seine Schriften ²⁾ in der wissenschaftlichen Welt einen ehrenvollen Namen und um das Rechtswesen des Kantons Bern grosse Verdienste zu erwerben. „Er ist“, wie Munzinger sagt, „der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Rechtsschule im Kanton Bern“ ³⁾.

In das öffentliche politische Leben liess er sich zwar nicht ein; aber im Stillen hat er auch nach dieser Seite viel gewirkt. Hielt er sich auch im Hintergrund der

¹⁾ Vergl. über ihn die Rektoratsrede von Walther Munzinger: Die Pflege der Jurisprudenz im alten und neuen Bern, 1865, pag. 28 ff. Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer, Nr. 68.

²⁾ Neben vielen kleinern Aufsätzen sind namentlich zu nennen: „Bemerkungen über den Ursprung und die Ausbildung des bernischen Zivilrechts“; „Abhandlung über verschiedene wichtige Theile des bernischen Zivilrechts“; „Handbuch des Zivilrechts mit besonderer Rücksicht auf die Gesetze des Kantons Bern“; „Handbuch des Zivilprozesses“; „Vollständiges Notariatsbuch“.

³⁾ Vergl. namentlich auch das Urtheil Ed. Blösch's in der Biographie seines Vaters: „Ed. Blösch und dreissig Jahre bernischer Geschichte“, pag. 14. Kummer, Geschichte des Schulwesens im Kanton Bern (im IX. Band, 1874, der Zeitschrift für schweizerische Statistik; auch separat erschienen), sagt Seite 11: „Bei solchen Verhältnissen sind die Leistungen dieser Fakultät zu bewundern; das Hauptverdienst kommt dem Prof. Samuel Schnell zu“.

politischen Bewegungen, wie es seine Stellung verlangte, so betrachtete er doch alle Vorgänge sehr aufmerksam; ja er scheint indirekt oft bestimmend eingewirkt zu haben ¹⁾.

Aus der gewiss sehr reichhaltigen Korrespondenz Stapfer-Schnell ist ausserordentlich wenig erhalten; die eine Briefhälfte, nämlich die Stapfersche, ist verbrannt worden ²⁾. Von der andern Korrespondenzhälfte, der Schnellschen, sind nur einige wenige Briefe (acht) vorhanden, deren Inhalt ich noch bedeutend zu reduzieren mich veranlasst sah. Sie fallen in die Jahre 1830 bis 1836.

Schnell spricht sich in diesen Briefen gegen das Treiben der Sektierer (Momiers) aus und findet Massregeln von Seite des Staates gegen dieselben gerecht-

¹⁾ Gerade über S. Schnells Einfluss auf die öffentliche Politik gehen die Ansichten sehr auseinander. W. Munzinger sagt nämlich in seiner Rektoratsrede: „Schnell ist niemals aggressiv, die äussere Aktion ist nie seine Sache gewesen. Es ist nicht richtig, wenn man Schnell als den intellektuellen Urheber der Revolution von 1830 betrachtet, oder gar als den, der im Marionettenkasten sass und seine Puppen spielen liess. Er griff nicht in die Handlung ein“. Der deutsche Rechtslehrer Eduard Gans aber schrieb nach einem Besuch in Bern über ihn, in „Rückblicke auf Personen und Zustände“, Berlin, Veit, 1836, S. 275 u. 276: „Dieser Mann, der nicht allein die Berner Akademie, sondern auch den Grossen Rath, wie den Regierungsrath beherrscht, gehörte zu denen, welchen die wirkliche Substanz der Macht lieber ist, als ihre äussere Gestalt und Eitelkeit. Er zog es desshalb vor, anscheinend vor den Ereignissen zurückgezogen zu leben, in Wahrheit aber hinter den Begebenheiten zu stehen und die handelnden Personen als Puppen zu betrachten, denen sein Geist erst den Athemzug des Lebens einzuhauchen habe“. Hartmann l. c. meint: „Schnell bestieg zwar keineswegs selber den Schultheissenthron; aber als der alte Lehrer, der väterliche Rathgeber, aber als der kluge und vielerfahrene Kopf blieb er dennoch der einflussreiche und massgebende Rathgeber“.

²⁾ Laut gütiger Mittheilung des Herrn Prof. Dr. Pfotenhauer.

fertigt (Nr. XXVIII); er ist besorgt um das Schicksal Albert Stappers, des Sohnes, der als Redaktor des „National“ an der Julirevolution betheilig ist; er schildert den ersten Eindruck derselben auf Bern (Nr. XXIX); er klagt über die Verläumdungen Bombelle's und über das treulose Gebahren von Tavel's gegen Karl Schnell (Nr. XXXIV); langweilt sich über die Tagsatzung (Nr. XXXV); freut sich über den Grossrathsbeschluss in der Konseilangelegenheit (Nr. XXXVI); ersucht Stapper, auf eine Ersetzung Montebello's durch Rumigny hinzuwirken (Nr. XXXVI) und berichtet über seinen Streit mit den „Nationalen“ (Nr. XXXVI). Daneben gibt er auch Auskunft über die Hochschule (Nr. XXXIII); beklagt sich über die Snell (Nr. XXXIV) und lobt besonders Schneckenburger (Nr. XXXIV). Auch verbreitet er sich über Philosophie und über literarische Erscheinungen, findet die Philosophie Cousins, der zum Katholizismus übergetreten, keinen Pfifferling werth (Nr. XXVIII) und tadelt die Veröffentlichung der Briefe J. G. Zimmermanns durch Alb. Rengger (Nr. XXVIII).

Karl Schnell, Vetter S. Schnells ¹⁾, war wohl einer der thatkräftigsten und uneigennützigsten Politiker Berns ²⁾. Er bekleidete verschiedene Staatsämter: 1816—1817 war er Rathschreiber in Aarau, 1831 Regierungsstatthalter in Burgdorf, 1834—1835 Regierungsrath des Kantons Bern. Von Beruf Notar, redigirte er daneben auch

¹⁾ Ueber die Schnell überhaupt und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen, siehe Ed. Blösch, l. c. Seite 20 ff. und 80 ff.

²⁾ Näheres über Karl Schnell (genannt „Kari“) siehe Lauterburg, Berner Taschenbuch 1855, Seite 248—285; Neuer Nekrolog der Deutschen 1844, Seite 120—125; Neue Helvetia 1844, Seite 94—100; Heinrich Escher, Politische Annalen der eidgenössischen Vororte Zürich und Bern während der Jahre 1834—1836; auch A. Gonzenbach in der Allg. Augsburger Zeitung 1844, Beilage zu Nr. 47.

den Berner Volksfreund. Als Rathschreiber in Aarau begleitete er 1816 die aargauischen Tagsatzungsabgeordneten¹⁾ nach Zürich, von wo aus er Stapfer, der sich für Herrn de Lom behufs Erlangung der Ehrenmünze verwendet hatte, antwortet und ihm auch einige Mittheilungen über die Tagsatzung macht (Nr. XVI).

Den zweiten Brief (Nr. XXXI) schreibt er ebenfalls von Zürich aus und zwar als zweiter Tagsatzungsabgeordneter Berns. Er gibt einen summarischen Bericht über die Verhandlungen und Beschlüsse der Tagsatzung; berührt namentlich die bereits vollzogene Trennung Basels und die bevorstehende von Schwiz und die geringen Aussichten für die Bundesrevision.

e. Gerold Meyer von Knonau.

Gerold Ludwig Meyer von Knonau (1804—1858)²⁾, bekannter schweizerischer Geschichtsforscher und Geograph, war der Sohn des Staatsmannes und Geschichtschreibers Ludwig Meyer von Knonau (1769—1841), dessen Autobiographie vor einigen Jahren von seinem Enkel, Herrn Prof. Dr. Meyer von Knonau in Zürich, herausgegeben wurde³⁾.

Er studirte mit seinem Bruder in Berlin die Rechte⁴⁾, hielt sich dann längere Zeit in Frankreich auf, widmete

¹⁾ Karl Friedrich Zimmermann und Friedrich Jehle.

²⁾ Vorliegende Notizen entnehme ich der Biographie seines Sohnes, des Herrn Prof. Dr. Meyer von Knonau in Zürich, in der Allgemeinen deutschen Biographie 21, 618.

³⁾ „Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau (1769 bis 1841)“, herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau. Frauenfeld, Huber, 1883. Ein Auszug davon findet sich in der Allgemeinen deutschen Biographie, 21, 621—628. »

⁴⁾ Vgl. das Abschiedswort des Vaters an den jüngern in Meyer von Knonau's „Lebenserinnerungen“, l. c. S. 279.

sich nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt Zürich im Verwaltungsfache der Kanzleithätigkeit. 1837 wurde er daselbst Staatsarchivar. Neben der Neuordnung des Archivs entfaltete er eine grosse literarische Thätigkeit. Sein schon 1824 edirter „Abriss der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz“ wurde 1838 zu einem zweibändigen Handbuch: „Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft“ umgeschaffen. Vorzüglich aber lag ihm die Herausgabe einer ausführlichen Statistik, „die ein möglichst treues Bild unseres Vaterlandes nicht nur nach seinem jetzigen, sondern auch nach seinem früheren Zustande verschaffe“, am Herzen. Er ging hierin in mustergültiger und massgebender Weise voran, indem er in den „Historisch-geographisch-statistischen Gemälden der Schweiz“ 1834 Zürich und 1835 Schwiz behandelte. Von seinen übrigen literarischen Arbeiten heben wir namentlich die Fortsetzung von Gottl. Emanuel von Hallers „Bibliothek der Schweizergeschichte“ und die Herausgabe des VIII. Bandes der „Amtlichen Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede“ hervor.

Seine Bekanntschaft mit Stapfer schreibt sich ohne Zweifel von seinem Aufenthalte in Frankreich her, der in die Jahre 1826 und 1827 fiel¹⁾. Auch hier fehlt ein grosser Theil der Korrespondenz; doch enthält das noch Vorhandene mehrere sehr treffende Bemerkungen über die damaligen Zustände. Er empfiehlt Bekannte oder Verwandte (Nr. XXXII, XXXVII und XXXVIII); er bedauert die missliche Lage der Schweiz (Nr. XXXII); ist dann aber froh über die Beilegung der Differenzen (Nr. XXXVII); bemerkte im Kanton Bern eine tiefe Missstimmung (Nr. XXXVII); hegt allerlei Befürchtungen für die bevorstehende Verfassungsrevision (Nr. XXXVII); be-

¹⁾ Siehe „Lebenserinnerungen“ I. c. S. 301.

richtet über seine literarischen Arbeiten (Nr. XXXII und Nr. XXXVII), über die Bekanntschaft mit den beiden Fuchs (Nr. XXXII); charakterisirt das Lehrpersonal an der Züricher Hochschule (Nr. XXXVII), sowie auch die religiösen Zustände in seinem Lande (Nr. XXXVII) und ermahnt Stapfer zur Abfassung einer Autobiographie (Nr. XXXVII).

Briefe.

I.

J. G. Zimmermann an Johann Stapfer ¹⁾.

Hannover, den 8. April 1785.

Ein Unbekannter brachte den *vierten dieses Monats* ²⁾ Ihren Brief vom 24. November 1784 nach meinem Hause, mein theurester Freund, und zugleich ein offenes Billet von der Frau Landvögtinn Haller von Wildenstein ³⁾. Ich war nicht zu Hause. Man nannte dem Unbekannten die Stunde des Tages, in der ich Leüte sehe, die mich sprechen wollen; aber Er kam nicht.

Ihr kleiner Brief und die Versicherung ihres Andenkens hat mir eine unbeschreibliche Freude gemacht. Ach Sie können es nicht glauben, wie mich der Kaltsinn geschmertzet hat, womit Sie voriges Jahr mein Buch

¹⁾ Johann Stapfer (1719—1801), an den die Nrn. I und II gerichtet sind, war Professor der Theologie in Bern. Siehe Herzog, Realencyclopädie der protestantischen Theologie (1. Aufl.), XV, 4.

²⁾ Die in den Briefen unterstrichenen Stellen werden auch durch den Druck hervorgehoben.

³⁾ Eine Tochter des grossen Albrecht von Haller. Eine ihrer Töchter verheiratete sich mit dem dänischen Dichter Baggesen. Siehe Biographie d'Albert de Haller par l'auteur de l'essai sur la vie de J. Lavater, S. 303.

über die Einsamkeit aufnahmen. Ich glaubte, durch dieses Merkmal meines freundschaftlichen Andenkens doch auch einige Erwiderung von Ihnen verdienet zu haben; aber mein Buch schien von ihrem Kopfe und von ihrem Herzen abzuprallen wie ein Kieselstein von einer Mauer. So ist es mir beynahe mit jedem gegangen, dem ich mein Buch nach der Schweiz schickte. Der einzige Herr Pfarrer Rengger ¹⁾ unterschied sich von den übrigen dadurch, dass er mir doch schrieb und sich für mein Buch bedankte, so wie er sich etwa in Brugg bey mir für ein Paar geschenkte Bratwürste bedankt hätte. Nun freüt es mich gedoppelt, dass Sie sich doch endlich im *November* meines im *May* erhaltenen Buches haben erinnern wollen, ob ich gleich diess erst im *April* des *darauf folgenden Jahres* erfahre. Aus mancher Ursache habe ich nicht geglaubt, dass mein Buch Ihnen so gefallen werde, wie Sie sagen, dass es Ihnen gefalle. Noch viel weniger habe ich geglaubt, dass man in ihrem Publico davon Notiz nehmen werde.

Es freüt mich bey dieser Gelegenheit zu erfahren, dass Herr Hofrath Schmid ²⁾ noch lebt, noch an mich denkt, und dass mein Buch ihm nicht misfällig gewesen ist, da ich doch Tom. II. pag. 28. 29. 30. 31. von ihm vielleicht etwas zu frey gesprochen habe.

¹⁾ Abraham Rengger (1732—1794), Pfarrer in Bern, Vater des helvetischen Ministers Alb. Rengger; der Briefwechsel Abraham Renggers mit Zimmermann findet sich in den Briefen Zimmermanns an einige seiner Schweizerfreunde, S. 1—82.

²⁾ Friedrich Samuel Schmid, Archäolog und badischer Hofrath. In der Sammlung bernischer Biographien, I, 290, wird er als Mitglied der ökonomischen Gesellschaft genannt. Mit Namen findet er sich in den vier Bänden „Ueber die Einsamkeit“ nicht genannt; doch bezieht sich unzweifelhaft auf ihn, was Z., II, 31, sagt: „Jeder fähige und brauchbare Kopf wird in Deutschland gewiss gebraucht, sobald man ihn kennt. Aber alle seine Fähigkeiten helfen ihm zu nichts in der Schweiz, wenn ihn nicht sein aristokratisches Stammrecht zum Rathsherrn oder Landvogt macht.“

In künftiger Woche wird der Druck meines vierten Theiles vollendet seyn. Der dritte und vierte Theil kommen dann zusammen heraus. Ein Exemplar für Sie werden die züricher Buchhändler von der leipziger Ostermesse mitbringen; es ist an Herrn Rathsherr Schmid¹⁾ in Brugg adressirt, und aus dessen Hand werden Sie es erhalten.

Ich freüe mich herzlichlich, dass ihre Herren Brüder²⁾ mit ihren Familien wohl sind, und sich meiner erinnern und mir Gutes wünschen. Diess Alles gebe ich Ihnen getreulich wieder, wie Sie aus mehr als einer Stelle meines Buches sehen werden. Ihren jüngern Herrn Bruder³⁾ habe ich am Anfang des dritten Theiles mit Namen genannt; und der Kathi⁴⁾ sogar, die ich in Brugg, wenn ihre selige Frau Mutter ass, immer auf dem Tische zwischen den Schüsseln hucken sah, habe ich im zwölften und letzten Capitel meines Buches ein Denkmal gesetzt.

Ach Sie haben mir grosse Lust erreget, ihre Einladung anzunehmen und Ihnen meine Frau⁵⁾ nächsten Sommer zu bringen. Sie wünschet es unaussprechlich,

¹⁾ Rathsherr Schmid in Brugg war ein Freund und Verwandter Zimmermanns, dessen ökonomische Angelegenheiten er nach seiner Entfernung von Brugg besorgte. Zimmermanns Briefe an Schmid finden sich in den von Alb. Rengger herausgegebenen Briefen Zimmermanns, S. 87—386. Ueber Schmid vgl. auch Lavater, Physiognomische Fragmente, II, 265.

²⁾ Johann Stapfer hatte deren noch zwei lebende; der bedeutendste, Johann Friedrich, der grosse theologische Schriftsteller der reformirten Kirche, war schon 1775 gestorben. Siehe Herzog, Realencyclopädie der prot. Theologie (1. Aufl.), XV, 2—4.

³⁾ Daniel Stapfer, † 1807. Die erwähnte Stelle findet sich in „Ueber die Einsamkeit“, III, 4.

⁴⁾ Siehe „Ueber die Einsamkeit“, IV, 427.

⁵⁾ Zimmermann hatte 1782 in zweiter Ehe eine Fräulein von Berger, Tochter des Hofmedicus in Celle, geheiratet. Von ihr findet sich auch ein Brief im Stapfer'schen Nachlass; er ist jedoch unbedeutenden Inhalts.

und da ich gesonnen bin, ihr diesen Sommer die schönen Gegenden des Rheinstroms zu zeigen, so wäre es eine Kleinigkeit, vollends nach der Schweiz fortzurollen. Nichts hält mich ab, als der Gedanke, dass ich durch mein Buch eine Menge Menschen in der Schweiz, zumal die Berner¹⁾ gegen mich aufbringen werde. Diess könnte dann für meine Frau eine üble Aufnahme nach sich ziehen. Sie können leicht denken, was mich persönlich betrifft, dass mir sonst übrigens an allem diesem Gekreische wenig gelegen wäre.

Ich möchte es für 25 mal 60 neue Louisd'ors nicht wagen, in den aufgeklärten Gegenden Deutschlands die Messmerischen²⁾ Operationen auch nur für eine einzige Woche nachzumachen. Man ist überall gar zu gut von allem unterrichtet, was so häufig darüber in Paris gesagt und geschrieben ist. Herr Langhans³⁾ schrieb mir vor einem Jahre einen Brief über die Messmerischen Curen, und bat mich, denselben drucken zu lassen. Aber unsere Journalisten wollten den Brief nicht drucken und schickten mir denselben immer zurück. Haben Sie die Güte, diess dem Herrn Doctor Langhans zu meiner Entschuldigung zu sagen, und ihn in meinem Namen zu bitten, seine Beobachtungen dem Publico selbst bekannt zu machen.

Meine Frau macht mich unaussprechlich glücklich, mein lieber Freund, und Sie verdiente sehr von Ihnen gekannt zu seyn. Sie ist eine Person von scharfem und

¹⁾ Vgl. Tillier, Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern, V, 459.

²⁾ Friedrich Anton Mesmer (1733—1815) ist Begründer der Lehre vom thierischen Magnetismus. Siehe Wilhelm Wurm, Darstellung der Mesmerischen Heilmethode; Biographie universelle (2. Auflage), XXVIII, 88.

³⁾ Langhans war Arzt in Bern und wandte auch die Mesmer'schen Kuren an. Siehe Tillier, Geschichte des Freistaates Bern, V, 465.

durchdringendem Verstande, den allerbesten Manieren, und dem liebenswürdigsten Charakter; hier ist Sie allgemein geschätzt und geehret. Wir leben zusammen in der vollkommensten und ununterbrochensten, häuslichen Glückseligkeit, wie Sie aus vielen Stellen meines Buches sehen werden.

Nun ist ihr Brief gantz beantwortet, mein lieber Freund. Erlauben Sie aber, dass ich noch Verschiedenes hinzusetze, das Sie und ihre Herren Brüder und alle Menschen, die mir noch gut sind, gewiss interessiren wird.

Im Junius 1784 erhielt ich von der Russischen Kaiserinn ¹⁾ den Ruf als ihr wirklicher Leibarzt und wirklicher Staatsrath mit General-Majors Rang und viertausend Rubel (16000 Berner-Pfund) Pension. Ich war gleich entschlossen, den Ruf nicht anzunehmen, weil ich mit meiner hiesigen Lage vollkommen gut zufrieden bin, und versäumte indessen eine zimliche Zeit die Antwort nach Petersburg. Nun erhielt ich einen zweiten sehr dringenden Brief von Petersburg, worinn mir gesagt ward, ich könne von der Kaiserinn, weil Sie sehr gut für mich gesinnet sey, achttausend bis zehntausend Rubel (also vierzigtausend Berner Pfund) Pension verlangen. Ich blieb dessen ungeachtet bey meinem Entschluss und schlug den Ruf auf die höflichste Art aus.

Ich dachte durch meinen Stoicismus der Kaiserinn sehr misfällig geworden zu seyn; aber ich hatte mich sehr geirret. Denn am 25. Januar dieses Jahres erhielt ich die Nachricht aus Petersburg, dass die Kaiserinn mein Buch über die Einsamkeit gelesen habe, und mit dem

¹⁾ Katharina II. (1729—1796), Kaiserin von Russland (1762 bis 1796). A. Brückner, Katharina II., S. 583, nennt als die erste Stelle einnehmenden Korrespondenten Katharina's neben Grimm, Voltaire, Falconet, Friedrich II. und Joseph II. auch Zimmermann.

grössten Beyfall davon spreche, öfters Stellen daraus anführe und mir äusserst gewogen sey.

Am 26. Januar brachte mir ein Courier von dem Russischen Gesandten in Hamburg ein Kästchen, auf das die Kaiserinn mit eigener Hand meine Adresse geschrieben hatte. Ich fand in dem Kästchen eine grosse, goldene Medaille und einen äusserst schön gearbeiteten Ring mit einem einzigen, sehr grossen Brillianten, der hier auf dreytausend Thaler geschätzt wird; und was noch das schönste war, ein eigenhändiges Billet der Kaiserinn folgenden Inhalts: „An den Königlich Gross-
„britannischen Hofrath und Leibarzt, Herrn Zimmermann,
„aus Dankbarkeit für manche schöne Recepte, die der
„Menschheit im Buche von der Einsamkeit verordnet
„worden.“

Der Russische Gesandte in Hamburg, Baron von Gross, schrieb mir zu gleicher Zeit: die Kaiserinn wünsche sehr meine persönliche Bekanntschaft zu machen, lade mich also ein, auf künftigen Sommer für einige Zeit nach Petersburg zu kommen, werde alle Unkosten zu dieser Reise bezahlen, und selbst an den König von England schreiben, um sich die Erlaubniss zu dieser Reise für mich auszubitten. Der Gesandte setzte hinzu, ich möchte ihm meine Willensmeynung hierüber vertraulichst eröffnen.

Der Kaiserinn schrieb ich den 28. Januar unmittelbar, mit allem Enthusiasmus des Dankes, den ich Ihr schuldig bin. Ich bezeügte Ihr zwar den lebhaftesten, innigsten Wunsch, Sie zu sehen und zu sprechen, sagte aber doch zur Reise weder ja noch nein.

Dem Gesandten schrieb ich, wie ich an einen Bruder geschrieben hätte. Ich stellte ihm die Gefahren vor, in die ich mich meiner Kränklichkeit und zumal meines ehmaligen körperlichen Zustandes wegen stürzen würde. Bloss um die Zahl meiner Gründe zu vermehren, setzte

ich hinzu, ich sey verheürathet, ich würde meine Frau unglücklich machen, wenn ich Sie nicht mitnähme, Sie sey entschlossen, mit mir zu reisen. Diess mache aber die Reise weit kostbarer, denn meine Frau wünsche ihren Bruder, einen hannöverischen Officier, der die Belagerung von Gibraltar ausgehalten hat, mit uns zu haben; weniger als drey Domestiken können wir nicht mitnehmen, und mit weniger als zwey Kutschen könnten wir nicht reisen.

Der Gesandte antwortete mir, wie ich es erwarten konnte. Er glaubte, ich habe bloss eine hypochondrische Furcht vor der Reise, die sich bald verlieren würde. Übrigens sagte Er mir, ich möchte nur meine Frau, ihren Bruder und so viele Personen zur Reise mitnehmen, als ich gut befinde. Er habe Befehl von der Kaiserinn, mir alles Geld, was zur Einrichtung der Reise und zur Reise selbst erfordert werde, zum voraus zu bezahlen.

Nun wartete ich in banger Furcht auf die Entscheidung der Kaiserinn. Ich war zur Reise entschlossen, wenn die Kaiserinn meine Gründe nicht würde gelten lassen und also von dem König in England die Erlaubnis zur Reise sich wirklich ausgebeten hätte. Denn in diesem Falle wäre die Sache eine affaire d'honneur für mich geworden, und ich hätte reisen *müssen*.

Meine Frau studirte indessen Tag und Nacht alles, was ihr von Russland, von Petersburg, und von dem dortigen Hofe zu wissen nöthig schien. Sie fieng bey einem gantz vortreflichen Buche an, das sie itzt auswendig weiss (denn Sie versteht sehr gut Englisch): „Travels into Poland, Russia etc. interspersed with historical Relations and political Inquiries“, by W. Coxe ¹⁾, (der auch sehr gut über die Schweiz geschrieben hat), London 1784; zwey Bände in gross Quart. Sie las noch viel anderes,

¹⁾ William Coxe (1747—1828), englischer Historiker und Reise-schriftsteller. Siehe Austin Allibon, A critical Dictionary, I, 442.

und vergass doch dabey weder Küche noch Haushaltung. Ich war melankolisch, mochte an Russland nicht denken, und war zum Glücke (wie gewöhnlich in diesen Monaten) so ausserordentlich mit Kranken beschäftigt, dass ich auch daran gar nicht denken konnte.

Die Reise von Hannover nach Petersburg beträgt dreyhundert deütsche Meilen. Sie geht über Braunschweig, Magdeburg, Potzdam, Berlin, Königsberg, Mietau, Riga, und Reval.

Aber alle diese Ungewissheit und Furcht und diese gantze Sache hat die gütige Fürscheidung für mich auf eine äusserst glückliche und ehrenvolle Art beendigt.

Am grünen Donnerstag, den 24 März, brachte mir ein Russischer Courier von Petersburg einen langen, eigenhändigen, unaussprechlich liebevollen und gnädigen Brief von Ihro Majestät, der Kaiserinn, worinn Sie mich auf die wünschenswertheste und treflichste Art von der Reise dispensirt. Die Monarchinn spricht in diesem Briefe von meinem Buche über die Einsamkeit mit einer Theilnehmung, mit einer Wärme und mit einer Liebe, wie wenige Menschen in Deutschland davon gesprochen haben, und wie kein Mensch in der Schweiz niemals davon sprechen wird.

Der Brief ist lang, ich will nur einige wenige Stellen ausheben.

„Je viens de recevoir, Monsieur, votre lettre du „28. Janvier, par la quelle vous m'accusés la reception „du paquet, que vous avés reçu par la voye de mon ministre à Hambourg. Vous ne vous doutés pas même de „la reconnaissance que je vous ai

„In ihrem Buche über die Einsamkeit ist Kraft und „Macht und Reitz der Seele
„

„Tout bon Medecin devoit l'inscrire sur les registres des prescriptions de son art, et souvent il sera

„plus efficace que bien des drogues, pour les quelles je
 „ne suis du tout point portée, car les comptes annuels
 „de l'apotecairerie pour mon personel, passent rarement
 „les trente Souls.“

„Quoique les gazettes m'ayent dite morte, mourante,
 „agonisante, et dans un état valetudinaire, rien de tout
 „cela n'a existé jusquici. Aussi lorsque j'aurai souhaité
 „que vous vinssiés ici, aucune consultation de l'art ne
 „guidoit ce desir, mais bien celui de faire la connoissance
 „et de jouir de la conversation d'un homme d'esprit, de
 „capacité, et de connoissances non communes. Telle est
 „l'idée que j'ay conçue de vous, monsieur“

„La franchise et la candeur qui regnent dans vos
 „Lettres, augmenteront mon envie de vous voir de plus
 „près. Mais comme je vois que vous ne pouvés vous ex-
 „poser sans risque pour votre santé au mouvement de
 „la voiture, durant un aussi long voyage, et le voyage
 „de mer pouvant aussi avoir ses risques, je me fais une
 „conscience de vous presser d'avantage sur cet article,
 „d'autant plus que peutêtre la vie d'un grand nombre
 „de vos malades depend de vos habiles soins, et qu'ici,
 „quoique je ne vous parleroi pas un mot de Medecine,
 „d'autres vous accableroient de consultations, et par con-
 „sequent vous rendroient moins heureux, que je ne
 „desirerois de vous voir. Je prefere donc, quoi qu'a regret,
 „ce qu'il y a de plus sûr pour vous, au plaisir de vous
 „voir, Monsieur, quelque envie que j'en aye. Portés-vous
 „bien, et jouissés en plein de la reputation que vos ta-
 „lents vous attirent. Je me contenteroi du plaisir *de vous*
 „*ecrire de tems en tems*, lorsque l'occasion s'en presen-
 „tera. Adieu“

Diess ist das Wenigste, nicht das interessanteste,
 nicht das, was am meisten rührend, glücklich, und ehren-
 voll für mich in diesem Briefe ist. Aber ich bitte und

beschwöre Sie, mein lieber Freund, keinem Menschen auch diese Auszüge nicht *abschreiben* zu lassen. *Vorlesen* können Sie alles, wem Sie wollen, und zumal auch solchen die gleich, *an demselben Tage*, dem *französischen Ambassador* in *Solothurn* davon Nachricht geben werden; denn diess ist (*excusés*) die Hauptursache, warum ich Ihnen diese Auszüge mittheile ¹⁾.

Indem ich ihren den 4. April 1785 erhaltenen Brief vom 24. November 1784 nachlese, mein lieber Freund, finde ich in demselben noch eine unbeantwortete Stelle. Sie sagen: *es giebt hier nichts Neues*. Neüigkeiten heissen Sie, mein lieber Freund, Beförderungen in den Rath zu Bern, oder zu einer Predikantenstelle auf dem Lande. Aber solche *Neüigkeiten* interessiren mich nicht. Hingegen interessirt mich Alles, was den politischen und litterarischen Zustand der Schweiz betrifft.

Sie können nicht glauben, wie sehr die Schweitzer insgesamt, in den Augen von gantz Deütschland seit zehen Jahren gesunken sind. Schlötzer ²⁾ hat dazu das meiste beygetragen, weil seine Staatsanzeigen in gantz Deütschland gelesen werden. In der Vorrede zu einem seiner Hefte (ich glaube zum XIV.) der Staatsanzeigen ³⁾ lud er die Schweitzer feyerlich zur Rebellion gegen ihre Obrigkeiten ein. Ich habe diese Vorrede gedruckt gelesen; aber sie ward noch zu rechter Zeit durch einen

¹⁾ Weil er sich sehr gerne auch von französischer Seite ähnlicher Aufmerksamkeiten zu erfreuen wünschte.

²⁾ August Ludwig von Schlözer (1735—1809), deutscher Publizist und Geschichtschreiber, damals Professor in Göttingen. Siehe Wegele, Geschichte d. deut. Historiographie, 766 ff.

³⁾ Siehe A. L. Schlözers Staatsanzeigen IV, 145—151, Antwort auf das Schreiben eines Ungenannten im Deutschen Museum, März 1783, Seite 282.

Befehl von hier aus unterdrückt, und kam also nicht in das Publicum.

Es muss daher für Bern und Zürich besonders angenehm seyn, dass Meiners ¹⁾ in seinen *Briefen über die Schweiz* (woran Herr Pfarrer Rengger und Herr Pfarrer Feer ²⁾ in Nidau grossen Antheil zu haben scheinen) so vortheilhaft von der Schweiz spricht. Mir schien es zwar bey mancher Stelle über die Bernerische Regierungsform, dass die strengen und zornigen Aristokraten dort ein grimmiges Gesicht darüber machen werden; allein zu meinem äussersten Erstaunen höre ich, dass Meiners Briefe in Bern — blos das Frauenzimmer ausgenommen, ³⁾ — den allgemeinsten Beyfall finden.

Wie heisst die Dame in Bern — eine Freundin des Herrn Pfarrer Renggers — die eine Lettre foudroyante zur Vertheidigung des Bernerischen Frauenzimmers an den Professor Meiners nach Göttingen geschrieben, und auch von ihm Antwort darauf erhalten hat?

Doch diess sind noch nicht die wichtigsten *Neuigkeiten*, die es in Bern gab, als Sie mir schrieben, mein lieber Freund. Die Lage der Holländer in Absicht auf den Kaiser, und dasjenige, was man auch in der Schweiz in der Folge von dem Kaiser zu erwarten hat, sollte doch in Bern auch so zimlich zu dem *Neuen* gehören.

Unser Hannoverische Minister im Haag, Herr Gütermeister, schrieb den 8. März 1785 an das hiesige Mini-

¹⁾ Christoph Meiners (1747—1810), deutscher Geschichtschreiber. Siehe Allg. Deut. Biogr., XXI, 224. Zimmermann über Meiners in „Ueber die Einsamkeit“, III, 28, und IV, 511 ff.

²⁾ Pfarrer Feer in Nidau war, wie Abraham Rengger, Meiners Freund, der auf seiner Schweizerreise bei jenem Absteigequartier nahm. Die Nrn. 3—6 des ersten Bandes der Briefe Meiners über die Schweiz sind von Nidau datirt.

³⁾ Man vgl. namentlich Meiners Vorwort zur zweiten Auflage, XXIV, sowie auch I, 134—360, und IV, 13 ff.

sterium folgendes: „Suivant les dernieres Lettres de „Berne l'Empereur y auroit fait reveiller l'ancienne preten- „sion de sa maison sur les Domaines attachés au Comté de „Hapsburg, en faisant entendre, que, si l'Empereur Ferdi- „nand III. y avoit renoncé à la Paix de Westphalie, ce „prince l'avoit fait en qualité de Chef de l'Empire, et „non pas comme Archiduc d'Autriche. Toutefois on ne „croyait point à Berne que sa Majesté Imperiale voudroit „poursuivre cette nouvelle pretention, laquelle peutetre „n'avoit été remise sur le tapis que pour traverser les „mesures, qui à présent se prennent en Suisse, pour l'aug- „mentation de 50 hommes par Compagnie dans les douze „Bataillons au Service d'Hollande.“

Diese Geschichte erinnert mir eine grosse Entdeckung, die mir ein Minister des Königs in Preussen, im Jahre 1778, anvertraute ¹⁾. Sie betraf das grösste und liebste, was die Schweiz, und zumal Bern hat. Ich fragte den Minister, ob er mir erlaube, alles, was er mir gesagt habe, an den Chef der Republik Bern zu schreiben. Er erlaubte mir alles, und schien es mir auch in dieser Absicht gesagt zu haben. Ich schrieb also, durch einen verborgenen Weg an den Herrn Schultheiss Sinner ²⁾ in Bern und entdeckte ihm alles. Der Herr Schultheiss

¹⁾ Zimmermann hatte bereits im August des Jahres 1778 Bern vertraute Mittheilungen über Theilungsentwürfe des österreichischen Hofes in Absicht auf die Schweiz gemacht, was dann namentlich zu einem beschleunigten Abschluss des französischen Bündnisses beitrug. Siehe Tillier l. c. V, 286, auch J. v. Müller (Monnard), XII, 354 und 705, wo sich das Schreiben J. G. Zimmermanns an die Regierung von Bern (als Auszug aus dem Protokoll des geheimen Rathes von Bern vom 20. August 1778, Nr. 5, S. 116 und 117) befindet; sogar noch nach Ausbruch der franz. Revolution hatte sich die Schweiz resp. Bern gegen derartige Gelüste zu wehren. Siehe Tillier l. c. V, 486.

²⁾ Friedrich Sinner (1713—1791). Siehe Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, 493; auch Tillier l. c. V, 275.

Sinner theilte meinen Brief sogleich dem geheimen Rath in Bern und dieser dem geheimen Rath in Zürich mit. Der Herr Schultheiss dankte mir sodann in seinem eigenen Namen und im Namen des geheimen Rathes in Bern und des geheimen Rathes in Zürich durch einen sehr verbindlichen Brief auf eine sehr rührende und edle Art.

Ich sage Ihnen diess, mein lieber Freund, bloss um Ihnen zu zeigen, dass ungeachtet der kleinen Nadelstiche, die ich im dritten und vierten Theile meines Buches den Schweizern überhaupt und zumal den Bernern gebe, ich doch bey jeder grossen Veranlassung ein treuer und guter *Schwytzer* bin und immer seyn werde.

Das ist *ein abscheulich langer Brief*, werden Sie sagen! Ob etwas darinn ist, mein lieber Freund, das Sie einer Antwort werth halten werden, weiss ich nicht. Sollten sie mir aber wirklich antworten wollen, so schicken Sie den Brief, (weil Sie nicht gerne *durch die Post* schreiben, und lieber auf *gute* Gelegenheit warten) an Herrn Rathsherr Schmid, unfrankirt; so geht er dann *auf meine Unkosten* von Bern bis Hannover in *acht Tagen* und macht mir viel Freude. Ich umarme Sie, mein lieber Freund und ihre beyden Herren Brüder mit aller Wärme und Zärtlichkeit unserer schönsten Jahre, und ich bitte Sie, mich auch dem Herrn Hofrath Schmid aufs ehrerbietigste zu empfehlen.

Noch einen Zug von den Gesinnungen der Russischen Kaiserinn für mich. Ich habe einen Freund in Petersburg, einen vortreflichen Arzt, der dort sehr unglücklich war. Ich sage diess in einem Briefe, von dem ich wusste, dass ihn die Kaiserinn lesen würde. Die Kaiserinn liest den Brief und schreibt ein Billet an meinen Freund folgenden Inhalts: „Ich sehe aus einem

„Briefe von Zimmermann, dass Sie hier nicht zufrieden
 „sind. Das thut mir leyd. Ich schenke ihnen hierbey
 „zehntausend Rubel.“

„Catharina.“

II.

J. G. Zimmermann an Johann Stapfer.

Hannover, den 24. October 1785.

Die Nachrichten von dem guten Befinden ihrer
 Herrn Brüder, und ihrem gemeinschaftlichen liebevollen
 Theilnehmen an meinen Verrichtungen und Schicksalen
 hat mich hertzinniglich gerühret. Die Freude, die ihr
 jüngerer Herr Bruder, mein unvergesslicher Jugend-
 freund, an seinen vortreflichen Söhnen ¹⁾ erlebet, ist ein
 Segen Gottes, der alle Segnungen und alles Glück auf
 Erden übertrifft.

Der Herr Kammersecretär Mayer aus Hannover und
 seine Gemahlinn konnten nicht Worte genug finden, um
 mir zu sagen, wie liebenswürdig und ausgebildet die
 Familie ihres jüngern Herrn Bruders in jeder Absicht sey.

Mit ihrem Briefe vom 30. April haben Sie mir, mein
 theüresten Freund, eine ganz unbeschreibliche Freude
 gemacht. Gott lohne Ihnen alle Liebe, von der dieser
 Brief so voll ist, alle ihre unschätzbare, feste und für
 mich so hertzerhöhende Freundschaft.

Sie haben die zwey ersten Theile meines Buches
 über die Einsamkeit äusserst liebevoll aufgenommen und
 grossmüthigst beurtheilt. Edler, liberaler und nachsich-
 tiger kann man sich nicht ausdrücken, als Sie sich, lieb-
 ster, bester Freund, über dieses Buch ausgedrückt haben.
 Ich danke Ihnen dafür mit dem gerührtesten Herzen.

¹⁾ Philipp Albert und Friedrich Stapfer, von welchen der letz-
 tere eine Zeit lang Professor der Theologie in Bern war, später als
 Pfarrer in Maikirch wirkte. Siehe Quellen zur Schweizergesch. XI¹.

Im May dieses Jahres werden Sie nun auch den dritten und vierten Theil dieses Buches erhalten haben. Noch weiss ich ihr Urtheil darüber nicht. Mir ist angst und bange, dass Sie und viele andere brave Männer manche Stelle darinn misbilligen werden, und alle diese Stellen möchte ich gerne vernichten. Eigentlich hätte ich nichts in diesem Alter schreiben sollen, weil man im Feuer der Composition doch immer etwas schreibt, das man hinterher bey kälterer Überlegung bereüt. Hie und da finden sich indessen doch Stellen, die Sie gewiss mit Rührung werden gelesen haben.

Über alle meine Erwartung und über alle meine Begriffe hat dieses Buch vortheilhaft für mich bey Menschen von allen Ständen allenthalben gewirket. Fürsten und Minister haben mir dafür mit Rührung gedankt. Aus den entferntesten Gegenden erhielt ich von Menschen, die mir gantz unbekannt waren, dafür die frapantesten Dankbriefe. Meine grössten Feinde haben mit Lob davon gesprochen. Das Buch ward sogar in München vorigen Sommer nachgedruckt, und nun ist es zum fünftenmal in Wien unter der Presse.

Ihre und aller meiner übrigen Freunde theilnehmende Freüde über meine Russischen Begebenheiten hat mir ebensoviele Freüde gemacht, als diese Begebenheiten selbst. Ich weiss aber nicht, ob ich solche Glückfälle für wahres Glück halten soll; denn sie ziehen auch viel unangenehmes nach sich. Schon oft habe ich sehnlichst gewünscht, dass von Allem, was mir von der Russischen Kaiserinn Gutes wiederfahren ist, gantz und gar nichts bekannt geworden wäre.

Noch am Ende des May erhielt ich abermal durch einen Russischen Courier, der mit seinem seltsamen Wagen an einem schönen Morgen hier vor mein Haus kam, einen eigenhändigen Brief von der Kaiserinn, wo-

rinn Sie mir wieder äusserst liebreich von meinem Buche spricht, und mir sehr interessante Dinge von ihren literarischen Beschäftigungen sagt. Auch dieser Brief ist voll von ihrer Güte und Grösse. Ich habe indessen denselben niemand gezeigt, und an niemand davon Auszüge mitgetheilet. Die Kaiserinn hat diesen Brief mit einem kaiserlichen Geschenke abermal begleitet. Sie schickte mir zwey goldene Medaillen, die zusammen zweyhundert und vierzig Ducaten am Gewichte halten.

Ich bereue es itzt, dass ich letzten Sommer, auf ihre liebreiche Einladung, nicht mit meiner Frau zu Ihnen gekommen bin. Wir haben doch vom 14. Junius bis zum 10. August 108 Meilen Weges gemacht. Der Sommer war in Deütschland äusserst erbärmlich; wir hatten nichts als Kälte, Sturm und Regen fast alle Tage vom Anfang des Julius bis in den October. Meine Absicht war, mich diesen Sommer blos mit meiner Gesundheit zu beschäftigen; aber diese Absicht habe ich gänzlich verfehlet, und ich bin leider seit meiner Rückreise immer krank und habe selbst auf der Reise und zu Schlangenbad und Wilhelmsbad wenige gute Tage gehabt, so viel Gutes mir auch sonst in anderer Absicht widerfahren ist.

Ich freue mich, liebster Freund, des vielen Segens, den Sie durch ihre Psalmen ¹⁾ gestiftet haben. Ach das ist ein schönerer Ruhm, als derjenige, den man auf Gold und Diamanten gründet! Es ist ein Ruhm, der vor Gott gilt, und der mit Ihnen, mein Geliebter, in die Ewigkeit übergehen wird.

Meiners Briefe haben überaus vortheilhaft für die Schweiz in Deütschland gewirket. Alle Belehrungen und Berichtigungen, die Bern betreffen, wird Meiners

¹⁾ Johann Stapfer hat sich durch eine metrische Uebersetzung der Psalmen ein anerkennenswerthes Verdienst um die Kirche erworben.

für seine zweite Auflage mit Vergnügen und Dank annehmen; und alles, was er etwa unangenehmes gesagt hat, gerne so mildern, dass man in Bern allgemein damit zufrieden seyn wird. Alle die unangenehmen Eindrücke, die Schlötzer den Deutschen in Absicht auf die Schweiz verursachte, hat Meiners völlig verdrängt und vernichtet.

Es hat mir leyd gethan, und thut mir noch itzt leyd, dass man in Bern in Absicht auf das Adelswesen³⁾ so wunderliche Einrichtungen gemacht hat. Gewiss werden in Bern selbst die verständigsten Männer einsehen, dass es besser gewesen wäre, alles beym Alten zu lassen.

Von dem Kaiser hat die Schweiz nichts mehr zu besorgen, aber leider Deütschland desto mehr. Gottes Fürscheidung allein kann die Gefahr eines nahen Krieges ableiten. Sie wissen die Verbindungen, die man gemacht hat²⁾. Wenn der König in Preüssen stürbe, so würde gewiss das Feuer losbrechen, und noch ist man nicht sicher, ob es nicht ohnehin im bevorstehenden Jahre ausbrechen wird.

Ach Sie können es nicht glauben, liebster Freund, was Krieg in der Nähe ist; in welche Unruhe und in welche Gefahr man dabey kommt. Schon die Einquartierungen, auch von einheimischen oder verbündeten Truppen, sind eine drückende und erschreckliche Last. Sodann ist man nicht nur genöthigt, mehr Geld auszugeben, als man hat, sondern man ist in Ländern, die

¹⁾ Bezieht sich wohl auf den am 9. April 1783 mit 81 gegen 80 Stimmen gefassten Beschluss des Grossen Rathes in Bern, laut welchem allen regimentsfähigen Geschlechtern erlaubt und freigestellt sein sollte, das Beiwort „von“ ihren Geschlechtsnamen vorzusetzen, was bekanntlich Friedrich II. zum Spott reizte. Siehe Tillier l. c., V, 361.

²⁾ Betrifft den von Friedrich II. gegen die Eroberungs- und Tauschgelüste Josephs II. angeregten und gegründeten Fürstenbund.

durch den Krieg von 1756 bis 1762 in Schulden gekommen sind, auch in Gefahr, seine Capitalien und sein ganzes Vermögen zu verlieren.

Sie werden sich nicht verwundern, mein Geliebter, dass bey meiner Kränklichkeit und meinem sinkenden Alter alle diese Betrachtungen bey mir das *Heimwehe* erregen, aber nicht das Heimwehe nach Brugg, sondern das Heimweh nach Bern! Aber leider weiss ich mir nicht zu helfen. Wäre ich nicht verheürathet, so würde ich meine Stelle resigniren und itzt zu Ihnen nach Bern kommen, um dort in der Stille mein Leben zu beschliessen. Aber reich genug bin ich nicht, um diess in meiner gegenwärtigen Lage zu thun; denn ich liebe meine vortreffliche Frau zu sehr, um sie durch einen solchen raschen Schritt in unangenehme Umstände zu versetzen. Also muss ich mich der Fürsorge überlassen, bey dem Grabe meiner Familie bleiben, und hier warten, bis meine Todesstunde schlägt.

Verzeihen Sie mir diese traurigen Herzensergiessungen, liebster Freund, denn von dieser Seite können Sie leider meine Noth nicht lindern. Aber Sie können es von einer andern *noch viel traurigern Seite!* O lassen Sie mich doch nicht, in dieser Absicht, meine Arme vergebens nach Ihnen ausstrecken!

Ich bin in der äussersten Verlegenheit, welche Einrichtungen ich treffen soll, um in Absicht auf meinen unglücklichen Sohn meine liebe Frau nach meinem Tode aus aller Verlegenheit zu ziehen.

Mein Sohn war lange in Richterswyl unter der Aufsicht des Herrn Doctors Hotze, sodann in Wädischwyl bey einem Landchirurgus, einem Vetter des Herrn Doctors Hotze; und nun seit 1½ Jahren bey einem Landchirurgus und Vetter des Herrn Doctors Hotze zu

Deinach im Württembergischen. Alle an ihm gemachte Versuche sind mislungen. Er ist völlig imbecille und bekümmert sich seit vielen Jahren nicht mehr um mich.

Seit 1777 bis anitzt hat der Herr Doctor Hotze immer aus der Nähe oder Ferne für meinen armen Sohn gesorgt, von mir das nöthige Geld empfangen, Rechnung dafür geführt, und mir die nöthige Nachricht von allem gegeben. Aber der arme Hotze ist durch Arbeit, Krankheit und tausendfaches Leiden selbst niedergedrückt; also möchte ich ihm diese Last für immer gantz abnehmen. Ich möchte einen Ort im Canton Bern ausfindig machen, wo mein armer Sohn für sein gantzes Leben könnte verpfleget werden.

So lange ich lebe, sind freylich meine Einkünfte so beschaffen, dass ich für meinen Sohn mehr anwenden kann, als nach meinem Tode für Ihn angewendet werden könnte. Aber nach meinem Tode müsste die jährliche Ausgabe für ihn nur sehr mässig seyn.

Was von meinem Vermögen in Brugg noch übrig ist, verwaltet seit 1768 Herr Rathsherr Schmid. Aber dieser liebe und gute Mann ist sehr alt, und leider weiss ich noch gar nicht, wem ich nach seinem Tode diese Verwaltung und auch die Sorge für meinen armen Sohn übertragen soll.

Diess alles ängstigt mich anitzt, weil ich immer krank bin und in einem Augenblicke aus der Welt hinweggeraffet werden kann, unaufhörlich bey Tag und bey Nacht. Ich schrieb deswegen den 17. October dieses Jahres an Herrn Rathsherr Schmid und bat ihn flehentlich um seinen Rath. Aber diesen Rath wird mir der gute, furchtsame Mann, den alles leicht in die grösste Verlegenheit setzet, nicht geben können. Deswegen legte ich dem Briefe an Herrn Schmid auch einen offenen Brief an Herrn Pfarrer Rengger in Bern bey, den ich

inständigst bitte, dem Herrn Rathsherr Schmid mit seinem Rathe beyzustehen.

Zugleich habe ich es gewagt, mein theüresten Freund, den Herrn Pfarrer Rengger zu bitten, auch mit Ihnen und dem alten, lieben Geferthen meines Lebens, ihrem jüngsten Herrn Bruder, sich über meine Noth zu berathschlagen, und mir dann das Resültat zu melden.

Vielleicht wäre es möglich, im Canton Bern (aber behüte Gott nicht zu Königsfelden) einen Platz zu kaufen, wo mein armer Sohn für sein ganzes Leben verpfleget werden könnte.

Aber nun bleibt mir eine grosse juristische Frage übrig.

Nachdem ich auf diese Art für meinen Sohn gesorget hätte, möchte ich natürlicher Weise, was ich an Capitalien hier gesammelt habe, durch ein Testament meiner Frau überlassen. Kann ich das und darf ich das? Was muss vorhergehen, und wie muss ich das Testament einrichten, damit nach meinem Tode meine Frau deswegen in keine Verlegenheit komme? Mir deücht, die Hauptsache wäre wol ein gewissenhaftes und gründliches Testimonium medicum, wodurch erwiesen wäre, dass mein armer Sohn das ist, was er ist, und dass Er also in das bürgerliche Leben nie wieder eintreten kann.

Diess alles sind die Dinge, worüber ich mir, mein theüresten Herr Professor, sobald es Ihnen möglich ist, ihren und ihres Herrn Bruders, meines lieben ältesten Freundes, Daniel Stapfers, klugen, liebevollen und gewissenhaften Rath ausbitte.

Alle Sorgen, die mir das macht, nagen schrecklich an meinem Leben. Aufschieben soll ich, kann ich und darf ich die gänzliche und für immer festgesetzte Beendigung dieser grössten Angelegenheit meines Lebens

nicht länger, da vielleicht meine Todesstunde weit näher ist, als Sie, meine Geliebten, glauben und vermuthen.

* *
 *

Nehmen Sie nun alles zusammen, was ich Ihnen hier schreibe, mein Geliebter, o so werden Sie begreifen, warum ich so herzinniglich wünsche, dass ich hundert Dinge nicht geschrieben hätte, die in meinem Buche geschrieben sind; warum ich itzt sogar dieses Buch gar nicht mehr ansehen kann; warum ich gleichgültig bin für allen litterarischen Ruhm, und warum ich mich itzt schäme, dass ich jemals denselben habe wünschen oder mich darüber habe freuen können!

Haben Sie doch die Barmherzigkeit, liebster, bester Freund, sich meiner zu erbarmen und mir bald zu antworten. Ach, ich muss mein Haus bestellen, damit ich bereit sey, willig zu gehen, wenn der Herr kommt, und mich von der Welt abruffet.

Gott segne Sie, ihre Herren Brüder, ihre Gemahlinnen und Kinder, ihr ganzes Haus, alles was an Ihnen hängt und Sie froh und heiter macht. Grüßen Sie alle herzlichst in meinem Namen. Schmertz und Leiden verlassen mich fast nie, aber bis in den Tod wird mich auch der Gedanke an Sie nie verlassen; und ewig werde ich mich schämen, dass ich jemals mich habe verleiten lassen, wegen blosser Apparenzen an ihrer so festen, so treuen, so unschätzbaren und mir ewig werthen Freundschaft zu zweifeln. Ach verzeihen sie mir ferner, wie Sie mir bishier verzogen haben, Alles, was unrecht an mir ist, und hören Sie nicht auf, der wohlthätige und väterliche Freund für mich zu seyn, der Sie waren, als ich keinen Vater und keine Mutter mehr hatte, und als Sie der Schutz und der Trost, der beste Rath und die beständige Zuflucht meiner Jugend waren.

Hertzinniglich und mit tausend Thränen umarme ich Sie, mein Geliebter. Hofnungsvoll und mit zärtlichster Wehmuth werfe ich mich vor Ihnen nieder.

III.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

Hannover, den 15. März 1790 ¹⁾.

Ihre zwey Briefe vom 8. und 11. März haben mir, mein geliebter und liebenswürdiger Freund, sehr grosse Freude gemacht. Auf alles werde ich Ihnen antworten, sobald als es mir möglich ist.

Beyliegende Briefe an Herrn Hofrath Heyne ²⁾ und Herrn Hofrath Spittler ³⁾ habe ich geschrieben, um Ihnen den Umgang mit diesen beyden Männern zu erleichtern, und um Sie den Herzen dieser Männer näher zu führen. Mit der Wärme habe ich Sie in diesen Briefen empfohlen, die Sie berechtigt sind, von mir zu erwarten, und die Sie in so vollem Maasse verdienen.

Je manigfaltiger und fester die Verbindungen sind, in die Sie mit grossen und guten Männern in Göttingen kommen, desto leichter wird und muss es Ihnen werden, die Entfernung von ihrem Vaterlande zu vergessen.

Die Erweiterung ihrer Kenntnisse, die beständige Übung ihrer Geisteskräfte hat doch ja auch eine grosse Beziehung auf ihr Vaterland, und es ist unmöglich, dass

¹⁾ Von Stapfers eigener Hand steht auf der ersten Seite oben: „An P. A. Stapfer, der sich damals in Göttingen aufhielt. Das Ende des Briefes findet sich nicht vor, war aber kaum etwas Anderes als Gruss und Zusicherung fortdauernden Wohlwollens gegen den jungen Studirenden.“

²⁾ Christian Gottlob Heyne (1729—1812), Humanist, Professor in Göttingen, besass auch den Titel Hofrath. Siehe Allg. Deutsche Biogr. 12, 375.

³⁾ Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler (1752—1810), Geschichtschreiber und Publizist. Siehe Strauss, Sämmtl. Werke, Bd. II.

Sie ohne Vergnügen die Schätze sammeln, die Sie einst so nützlich gebrauchen werden. Noch glücklicher als jemals werden Sie einst nach ihrer Rückkunft im Schoos ihrer Familie leben, wenn auch jetzt die Entfernung von derselben Sie zuweilen schmerzet. Sie werden ihren häuslichen Cirkel durch so viele neue Ideen und Gefühle erheitern und beleben, und ein grösseres Interesse in denselben bringen, als das gewöhnliche Interesse des Tages ihm geben kann. So schön ist freylich die Natur in Göttingen nicht als in Bern; aber welche Naturscene in Bern und in der ganzen Welt gewähret Ihnen das Vergnügen, das Sie jeden Tag in ihrer Gewalt haben, das Sie in jeder Stunde hervorrufen können, wenn Sie ihre Seele in die grösste Thätigkeit setzen, wenn Sie alle ihre Kräfte üben?

IV.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

Hannover, den 19. März 1790.

Den Empfang ihrer geliebten Briefe vom 8. und 11. März habe ich Ihnen den 15. März angezeigt; die Antwort bin ich noch schuldig.

Arbeiten Sie mit allen ihren Kräften dem Heimweh entgegen, das Sie mir in ihrem Briefe vom 8. gestehen. Das beste Mittel dagegen ist, wie mir daücht, dass Sie in jeden Tag ihres Lebens so viel Interesse hineinbringen, als Ihnen menschenmöglich ist. Die Zeit ihres Aufenthaltes in Göttingen ist kurz. Wenn sie von da mitnehmen wollen, was Ihnen für ihr ganzes übriges Leben nützlich seyn kann, so finden Sie da gewiss für jeden Tag Arbeit und Unterhaltung, also das völlige Gegengift der *Leerheit der Seele*, über die Sie sich beklagen. Abgerissen und isolirt sind Sie durchaus nicht. Mit der

grösten Wärme des Herzens hat mir Herr Hofrath Meiners von Ihnen geschrieben. Eben diese Wärme und Theilnehmung werden Sie bey jedem erregen, der Sie kennt. Geben Sie dann auch noch auf das nächste halbe Jahr ihren Studien die Richtung, die Sie am meisten aufheitern und beleben kann. Wenn wir oft glauben, dass unser Kopf zu nichts mehr taugt, so giebt ihm doch eine ganz neue Arbeit, eine ganz umgeänderte Reihe von Gedanken neues Leben und neue Kraft. Hüten Sie sich, den Schild der Hypochondrie auszuhängen; hängen Sie nicht unangenehmen Gefühlen nach. Tödteten Sie diese Gefühle durch Arbeit, und treten Sie der Hypochondrie auf den Kopf.

Verzeihen Sie mir, dass ich unrecht verstanden habe, was Sie mir von Briefen ihres Herrn Vaters und ihres Herrn Oncle schrieben. Sie haben recht geschrieben; aber ich habe nicht recht gelesen.

Ich verehere die Bescheidenheit in jedem Alter und in jeder Lage in der Welt. Aber jeder Mensch muss doch wissen, was er ist und was er kann, damit er Muth genug habe, alles zu unternehmen, was er vermag. Mir missfällt darum, dass Sie sich einen *tout à fait pauvre Sire* nennen! das sind Sie nicht, und das wird man nur, wenn man sich einbildet, dass man es ist. Wer nehmen will, muss geben; diess ist meine beständige Maxime. Hüten Sie sich, ich bitte Sie, vor der Gemüthsart, die immer nehmen will und nichts giebt; denn diess ist der geradeste Weg zu nichts zu gelangen.

Kommen Sie in den Oster- oder Pfingstferien hieher, aber ja, wenn es möglich ist, bey schöner Witterung. Solche kleine Reisen können Sie erheitern. Reisen Sie auch einmal nach Cassel, wenn Sie noch nicht alles gesehen haben, was dort zu sehen ist. Hannover ist nichts in Vergleichung mit Cassel, ob ich gleich Gott danke,

dass ich hier lebe und nicht dort. Hamburg wäre auch ihrer Aufmerksamkeit werth; es liegt nur achtzehn Meilen von Hannover.

Herzlich danke ich Ihnen, mein Geliebter, dass Sie meinen ersten Brief an Sie ihrem Herrn Vater geschicket haben. Dieser Brief ist doch wenigstens für Ihn und den guten Herrn Professor ein Beweis, dass ich noch lebe und meine ältesten und besten Freünde nicht vergesse.

Die äusserste Abneigung ihres Herrn Vaters gegen allen schriftlichen Umgang kenne ich aus alten Zeiten. Mein höchster Widerwillen gegen irgend etwas, das *Abscheü* erregt, ist nicht grösser als bey ihrem Herrn Vater der Widerwillen und der *Abscheü* gegen die Stunde, in der er einen Brief schreiben muss. Dieser sonderbare Zug in seinem Charakter hat seinem ganzen Leben eine ihm fast ganz eigene Wendung gegeben. Er hat sich gegen alles, was ihn nicht zu allernächst umgab, isolirt. Ich sehe zwar auch sehr wohl ein, dass ein solches insularisches Leben seinen grossen Nutzen haben kann. Wer allen nur erdenklichen Weltverhältnissen entsagt, wer alle seine Kräfte in einen einzigen Brennpunkt vereinigt, wer nichts mit irgend einem Menschen zu thun haben mag, der nicht in einer Stadt oder an irgend einem Orte mit ihm lebt, wirkt gewiss mit grosser Energie auf alles, was ihn umgiebt, und thut gewiss mit solchen Kräften, wie ihr Herr Vater hat, unendlich viel Grosses und Gutes in seinem Bezirk. Es ist gut, dass es auch unter Menschen von grossem Geiste solche Menschen giebt. Aber bedenken Sie, mein Lieber, wie es in der Welt aussehen würde, wie viel Gutes nicht geschähe, wann alle Menschen nach der Regel ihres Herrn Vaters leben wollten! — Ich sage Ihnen diess (oder eigentlich ich nehme die Freyheit Ihnen diess zu sagen), damit Sie

ihrem Herrn Vater hierinn nicht nachahmen, ob er gleich für Sie in jeder andern Absicht ein so grosses und ihrer höchsten Ambition würdiges Muster zur Nachahmung ist.

Aber was Ihnen unglaublich scheinen wird, muss ich Ihnen, um nicht ungerecht zu seyn, auch frey gestehen. Ihr Herr Vater schrieb mir, wenn ich nicht irre, vor zwey Jahren, und ihr Herr Oncle schrieb mir vor vierzehn Jahren einen Brief¹⁾, den ich auch nicht beantwortet habe! ich, der in einem fort, jede Woche, eine schreckliche Menge von Briefen aus so vielen Ländern über eine unglaubliche Manigfaltigkeit von Dingen und Angelegenheiten erhalte: immerfort schreiben muss, aber freylich auch²⁾.

V.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

Hannover, den 15. Mai 1790.

Ihr Brief vom 13. May hätte Sie, mein Geliebter, ganz wieder vor mein Anschauen gebracht, wenn ich Sie sonst nicht noch immer sähe und hörte. Von Ihnen spreche ich mit meiner Frau und von Ihnen spricht meine Frau mit mir, ununterbrochen, mit dem innigsten Danke und der herzlichsten Liebe. O wie oft hat meine Frau seit ihrer Abreise gewünschet, Sie Hand in Hand mit mir und an meiner Seite zu sehen!

Gottlob dass Sie von ihrem Flusse an den Augen beynahe ganz geheilet sind. Die Tage sind jetzt lang;

¹⁾ Wenn er hier Johann Stapfer meint, und es ist wohl keine andere Annahme gestattet, so irrt er sich; denn in Nr. II spricht er von 2 Briefen desselben (vom 3. März und 30. April 1785), die er am 24. Oktober gl. Jahres beantwortete.

²⁾ Der Schluss des Briefes findet sich nicht vor, dafür von Stapfers Hand die Bemerkung: „Das Ende des Briefes ist verloren oder verlegt“.

arbeiten Sie ja nicht mehr bey Nacht. Ihre Genesung hat Sie nun auch mir wieder geschenkt.

So lange ich noch lebe, werde ich an Ihnen hängen. Sie werden der Liebling meiner Seele bleiben bis in meinen Tod.

Ich begreife, mein Geliebter, dass mein Vorschlag zu einem von Ihnen zu verfertigenden Aufsätze über den gegenwärtigen Religionszustand unter den Protestanten in Deutschland, wegen des Gebrauches, den ich davon machen wollte und insonderheit wegen der verlangten Kürze, Ihnen unangenehm und lästig seyn muss. Ich werfe diesen Gedanken nicht nur deswegen weg, sondern dann auch vorzüglich aus der Betrachtung, die Sie mir selbst veranlassen, dass am Ende mit der Sache doch nur *gepfuscht* würde, so gut auch sonst die Absicht wäre! — Ich bin daher auf einen ganz andern Gedanken gekommen, dessen Ausführung für Sie äusserst leicht und höchst amüsan seyn wird, und wodurch Sie ungleich mehr Gutes zum Besten der christlichen Religion thun würden, als ein König mit seiner ganzen Königskraft thun kann.

Setzen Sie den Fall, wir hätten einen deutschen Aristophanes, und dieser schriebe an Sie: „Ich bin ein „Christ, und möchte, was mir im Kopf und Herzen sitzt, „zum Besten der christlichen Religion anwenden. Meine „Absicht ist also eine Comödie zu schreiben, unter dem „Titel *die Aufklärer*. Ich werde die Comödie gewiss so „schreiben, dass sie fünfzigmal in Berlin gespielt werden „wird, und ich denke, *diess sollte wirken!* Was diese „Kerle, *die Aufklärer*, nun auch in Absicht auf das „Wohl der Staaten zu seyn beginnen, diess weiss ich. „Aber ich weiss nicht genug, *wie sie bei dem von ihnen „so sehr gewünschten Umsturze der christlichen Religion „zu Werke gehen*. Diess möchte ich von Ihnen lernen,

„mein lieber Herr Stapfer. Denken Sie sich also alles,
 „was Sie feines, weltkluges, arglistiges, schändliches und
 „gottloses von allen deutschen Gottesgelehrten aus der
 „*Aufklärerbande* samt und sonders wissen. Werfen Sie
 „alle diese manigfaltigen Züge auf *einen* Kerl; vereini-
 „gen Sie dieselben in *einen* Charakter. Diesen Kerl
 „werde ich dann mit allen seinen Absichten, Künsten
 „und Kunstgriffen, in seiner heiligen Hülle und mit
 „allen seinen Teüfeleyen in meiner Comödie aufführen.
 „Von Ihnen verlange ich nicht viel. Schreiben Sie mir
 „nur einige Bogen in ganz abgebrochenen Sätzen, un-
 „zusammenhängend, wenn Sie wollen, auch nur wie ein-
 „zelne Gedanken hin, und zwar unter folgendem Titel:
 „*Recepte eines modernen deutschen Gottesgelehrten zu der*
 „*heilsamen und jetzt so sehnlichst gewünschten Unter-*
 „*grabung und Vertilgung der christlichen Religion.* Las-
 „sen Sie also unsern Kerl stücksweise alles sagen, was
 „er zu seinem *edeln* Zwecke auf dem Herzen hat. Schrei-
 „ben Sie nur seine Confessions auf. Lassen Sie ihn in
 „kurze Regeln fassen, wie man seine Absichten nach
 „der Verschiedenheit der *Stände*, der *Gemüthsarten*, der
 „*Talente* und *Einsichten*, des *Alters* etc. bey jedem Men-
 „schen durchsetzen müsse, den man *aufklären* will.
 „Sagen Sie, wie sich dieser Kerl zu diesem Zwecke mit
 „einem Minister, mit einem Erbprinzen, mit einem Könige,
 „mit einem sehr angesehenen, sehr ehrlichen, höchst
 „orthodoxen und etwas kurzsichtigen Geistlichen, mit
 „Gelehrten, mit Ungelehrten, mit alten und jungen Wei-
 „bern, mit hässlichen und schönen Weibern benimmt;
 „wie er junge Mädchen, die er zum Genusse des heiligen
 „Abendmals vorbereiten soll, zu Socinianerinnen¹⁾ macht;

¹⁾ Die Socinianer waren eine religiöse Secte mit rationalistischen Tendenzen, z. B. der Verneinung der Trinität; siehe Herzog, Realencyclopädie der prot. Theol. (1. Aufl.) 14, 490—526.

„wie er junge, gutgesinnte Geistliche zu verführen sucht,
 „indem er Ihnen sagt: wie konnten Sie die Theologie
 „in diesen Zeiten studiren, da man doch nächstens alle
 „Religion und alle Prediger abschaffen wird! — Sagen
 „Sie, wie man sich anjetzt das Ansehen eines *grossen*
 „*Gottesgelehrten*, eines *Religionslehrers vom ersten Range*
 „geben könne, indem man in seinen Schriften den *Atheis-*
 „*mus* lehret. Zeigen Sie in ihren Recepten alle diese
 „Schliche und Pfiffe, kurz, körnigt und naiv. Aus allen
 „diesen Zügen will ich dann den Charakter unseres
 „*Tartüffen* zusammensetzen, der die theologische Rolle
 „in meiner Comödie, *die Aufklärer*, spielen soll. Viel
 „Mühe kann Ihnen diess nicht kosten. Sie denken nach
 „Tische, im Bette, auf einem Spaziergange, immer nur
 „auf ein einzelnes Recept, und denken nie daran, als nur
 „bey der heitersten und besten Laune. Dann schreiben
 „Sie dieses Recept auf ein einzelnes Blatt. Einige Blätter
 „dieser Art werden Ihnen dann schon Lust zu mehrern
 „machen; und ohne grosse Mühe, ohne Zeitverlust wer-
 „den Sie sich in müssigen Augenblicken dabey herrlich
 „amüsiren.“

Was sagen Sie, mein Geliebter zu diesem Vorschlag?
 Ist er nicht besser, nicht gemeinnütziger, nicht gar viel
 weiter wirkend und wirksamer, nicht unaussprechlich
 mehr treffend, als mein erster Vorschlag?

Im äussersten und tiefsten Vertrauen gesagt: *ich*
kenne einen solchen Aristophanes. Er hat sich als einen
 unserer allergrössten Theaterdichter gezeiget. Er ist
 einer der allerwitzigsten Köpfe, die ich kenne, und ein
 äusserst guter Mann, von der edelsten und vortrefflich-
 sten Denkart. Er liebet mich herzinniglich. Ich habe Ihm
 in diesem Jahr bey der Kaiserinn von Russland den aller-
 grössten Dienst erzeiget, der ihm in der Welt erzeiget
 werden konnte, sagt Er. Was ich für ihn verlanget

hatte, versprach mir die Kaiserinn am Anfang des Januars. Aber ich glaubte, Sie habe mitten unter diesem schrecklichen Staats- und Kriegsgewühle vergessen, ihr Wort zu halten, den verlangten Befehl für meinen Freund auszufertigen! Ach, wie hat mir das Herz nun lange für meinen Freund geblutet! Aber nein, die Kaiserinn vergisst nichts. Im April hielt Sie ihr Wort; und den 14. May erhielt ich und erhielt meine Frau, diese Nachricht von meinem Freunde vom 10 April. Am Ende des Junius kommt er zu uns nach Hannover, und dann will ich ihn zu bewegen suchen, dass Er die Comödie *die Aufklärer* in der Musse schreibe, die ich ihm von der Kaiserinn verschaffet habe; denn Sie giebt ihm, ob er gleich Präsident in Reval ist, auf mein Bitten Erlaubniss für ein ganzes Jahr in Deutschland zu bleiben, um da für seine Gesundheit zu sorgen.

Dieser *Aristophanes* ist der Herr von Kotzebue¹⁾, dessen Büste Sie auf einem grossen Piedestal in dem Vorzimmer meiner Frau gesehen haben; und dessen Drama *Menschenhass und Reue* im vorigen Jahre mehr als fünfzigmal in Berlin mit dem allgemeinsten Beyfall aufgeführt worden ist.

Aber um Gottes Barmherzigkeit willen, kein Wort von diesem allem *an keinen Menschen*: auch schicken Sie, um Gottes willen, diesen Brief *nicht nach Bern!*

Ich hatte zwischen dem 14. und 15. May eine schlaflose Nacht, und da dachte ich aus, was ich hier schreibe.

Höchst wichtig war mir in ihrem Briefe vom 13. May, die Entdeckung einer Clique im Preussischen, die die Religion und den Staat umstürzen will. O thun Sie doch alles menschenmögliche, *mit der höchsten Pru-*

¹⁾ August Friedrich Ferdinand von Kotzebue (1761—1819), deutscher Lustspieldichter. Siehe Allg. D. Biogr. 16, 772.

denz, um hievon alles zu erfahren, was sich erfahren lässt, wenn das Vorgeben nicht Wind ist.

Habe ich Herrn Schlötzer dadurch beleidigt, dass ich Ihm den 26. März eines der schönsten Exemplare meiner *Fragmente*¹⁾ schickte, und vorne auf das erste Blatt schrieb: „Dem muthigen Freunde und unerschrockenen Vertheidiger kecker historischer und politischer Wahrheit, Herrn Hofrath Schlötzer, übersendet dieses Buch der Verfasser?“ — Ich glaubte, dass Herr Schlötzer mir mit zwey Worten den Empfang des Buches anzeigen werde; aber diess ist nicht geschehen. Wenn Sie, mein Lieber, die Ursache hiervon nicht schon wissen, so bitte ich, dass Sie sich danach nicht erkundigen und auch überhaupt hievon niemand nichts sagen.

17. May.

Bis hieher habe ich geschrieben, was ich in einer schlaflosen Nacht dachte. Nun entsetze ich mich davor, und nichts als das innigste Vertrauen in Sie, geliebter Herzensfreund, nichts als die Überzeugung, dass Sie der *treueste* und *verschwiegenste* Freund sind, den ich auf Erden finden kann, beweget mich diesen Brief abzuschicken und nicht zu verbrennen.

Wenn der angeführte Aristophanes auch thun wollte, was ich ihm vorschlagen werde, *welches doch höchst ungewiss ist*, so wäre es doch meine Absicht nicht, den bewussten Polypragmon auf das Theater stellen zu lassen, wenn ich es auch könnte. Behüte mich Gott, dass ich ihn unglücklich mache! also müssten die *individuellen Züge*, die *Personalien* wegfallen. Aber dem *Schaden*, den *solche Leute jetzt thun*, muss man doch vorbeugen, und diess würde, wie mir deücht, durch meinen Projekt

¹⁾ Nämlich Fragmente über Friedrich den Grossen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters.

(den ich ausser meiner Frau keinem Menschen mittheilen werde als Ihnen und dem Herrn von K., auf den ich zählen kann) wie mit einem einzigen Schlage geschehen.

Wenn aber auch, wie diess aus mancherley Ursachen höchst möglich ist, aus dieser *Comödie* nichts würde, so könnten dann doch immer, nach ihrer Abreise aus Deütschland, ihre *Recepte* gedruckt werden, und diese Sorge würde ich übernehmen. Auch diess würde gewaltig rumoren und wirken. Ihr Name und mein Name müßten aber *durchaus* dabey ganz verschwiegen seyn und bleiben.

Polypragmon war allerdings ein äusserst thätiger Freymaurer und Illuminat, aber was er sonst öffentlich getrieben hat, treibt er jetzt im Stillen, und wahrscheinlich eben deswegen mit desto grösserer Wirksamkeit.

Satyren und Pasquillen aller Art regnen öffentlich auf mich seit vielen Wochen jeden Tag in unglaublicher Menge. Ich bin anjetzt der verrufenste Mensch in Deütschland. Warum?

Von allem was geschieht, spreche ich mündlich mit keinem Menschen kein Wort, als mit meiner Frau. Ich wandle stille meinen Weg fort und habe, seitdem Sie von hier abgereiset sind, keinen Umgang als mit leidenden, kranken und elenden Menschen. Diess raubet mir alle meine Musse und Freyheit; aber es ist Pflicht.

Unzählige alte Briefschulden suche ich auch seitdem abzuzahlen; aber leider wird in dieser Jahreszeit mit jedem Posttage meine Schuldenlast schrecklich vergrössert. Deswegen muss ich allen *regulairen* Correspondenzen entsagen; deswegen schreibe ich nicht an *Meiners* und *Spittler*. Deswegen bitte ich Sie auch inständigst, diesen beyden Freüden zu verschweigen, dass Sie einen

Brief von mir haben, wenn Sie glauben, dass diess nöthig sey.

Es thut mir weh, dass zwey gute Menschen, Meiners und Blumenbach ¹⁾, miteinander im Zwist sind. Suchen Sie doch beyde zu besänftigen. Ich habe einen kleinen Versuch bey Blumenbach gewagt, an den ich schreiben musste, und werde es in der Folge auch bey Meiners thun. Es ist mir unbegreiflich, dass kein dortiger gemeinschaftlicher Freund Einfluss genug hatte, um diesem Zwiste vorzubeugen. Goss vielleicht jemand Öhl ins Feüer?

Gegen alles, was jetzt gegen mich überall geschieht, werde ich *kein einziges Wort erwiedern*. Meines Herzens *höchster Wunsch* ist, Musse zu gewinnen, um mich *mit dem dritten Theile* meines Buches *von der Erfahrung in der Artzneykunst* ²⁾ beschäftigen zu können. Diess soll dann mein einziges und letztes litterarisches Geschäft seyn und bleiben bis zu meinem Tode. Dass ich nicht als ein *Buchstabenmensch* schreiben werde, darauf können Sie sich, mein Geliebter, verlassen.

So oft ich seit ihrer Abreise von hier *trübsinnig* bin, sagt meine Frau: „Ach wenn doch Herr Stapfer hier wäre!“

Für unsere Liebe für Sie, mein geliebtester Freund, finde ich wahrlich keinen Ausdruck!

P. S. In dem 73. Stück der Göttingischen Anzeigen vom 8. May 1790 steht eine Recension der in diesem Jahre bekannt gewordenen *Confessions de Rousseau*, die in einem höchst milden und äusserst liebenswürdigen Ton

¹⁾ Johann Friedrich Blumenbach (1751—1840), Naturforscher, Professor in Göttingen. Siehe Allg. Deut. Biogr. II, 748.

²⁾ Der dritte Theil „Von der Erfahrung in der Artzneykunst“ ist nicht erschienen, obgleich Zimmermann den Plan dazu Tissot schon 1789 eingeschickt hatte.

geschrieben ist. Wenn der Verfasser dieser Recension in seinem Leben nichts geschrieben hätte, als diese Recension, so würde ich Ihn deswegen innigst verehren und lieben. Nun bitte und beschwöre ich Sie, dass Sie sich erkundigen und es mir sagen, wer der Verfasser dieser Recension ist, auch wer die ersten Confessions de -Rousseau in den Göttingischen Anzeigen 1782, S. 1192 recensirt habe. Beydes können Sie leicht bey unserm Freunde *Meiners* erfahren, und beydes zu wissen, bin ich äusserst neugierig.

* *

Ach, mein Geliebter, wie wären Sie mir *Alles* in *Allem*, wenn ich Sie bey mir hätte!!

VI.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

Hannover, den 21. Juli 1790.

... Am 9. Julius fuhr ich zum erstenmale mit meiner Frau ein wenig auf das Land hinaus. Seit dem 11. habe ich angefangen einige Besuche zu machen, die ich aber, wegen dieses schrecklichen Sommers, nicht jeden Tag fortsetzen kann. Am 20. Julius machte ich zum erstenmal hier in der Stadt einen ganz kleinen Weg zu Fusse, den ich nicht wieder machen werde, bis wir (welches sich aber kaum hoffen lässt) schöne Witterung haben.

Ihre Schicksale, mein Geliebter, waren also in diesem Sommer auch höchst traurig, weil Sie ihre Augen nicht gebrauchen konnten. Lassen Sie sich doch von Zeit zu Zeit 4 bis 5 Blutigel hinter jedes Ohr setzen, nehmen Sie zuweilen eine gute Abführung aus Glaubers ¹⁾ Salz; und versuchen Sie gegen die Zahnschmerzen, von denen

¹⁾ Johann Rudolf Glauber, † 1668, deutscher Arzt u. Alchemist. Siehe Allg. Deut. Biogr., IX, 221.

Sie jetzt leiden, das Elixir vitrioli acidum Halleri, täglich dreymal zu fünfzehn Tropfen in einem grossen Glase voll Wasser mit vielem Zucker. Ein Vesicatorium hinter den Ohren ist auch gegen Zahnschmerzen sehr zuträglich.

Die Aufklärer und das Aufklärerwesen habe ich ganz vergessen und alles Interesse daran verlohren. Ich nehme also auch meine Bitte wegen der bewussten Arbeit, die ich Ihnen auftrag, ganz zurück. Der gute Herr Präsident von Kotzebue¹⁾ erfreute uns hier den 13. und 14. Julius auf seinem Wege nach Pymont mit einem Besuche; ich habe diesem vortrefflichen Manne, der mein sehr guter Freund ist, kein Wort von allen diesen Dingen und noch viel weniger ein Wort von meiner ehemaligen und an niemand als an Sie vertrauten Idee gesagt. Tout cela est mort pour moi.

Mit Schrecken und grösster Betrübniß habe ich gelesen, was Sie mir von den Unruhen schreiben, womit Bern²⁾ bedrohet ist. Gott wende doch diese Pest von unserm geliebten Vaterlande ab. Sie erinnern sich, was man damals, als Sie hier waren, aus Lausanne an unsern Herrn General von Walmoden³⁾ schrieb. Gleich nach ihrer Abreise schrieb ich an ihren Herrn Oncle, den Herrn Professor Stapfer, und bat ihn dringend, einigen der ersten Herren der Regierung in Bern diese Nachricht mitzutheilen. Ihr guter Herr Oncle schien keine Gefahr zu ahnden, und nannte einen uns sehr bekannten Herrn des kleinen Raths in Bern, von dem er glaubte, er würde uns deswegen auslachen und sagen, wir beyde

¹⁾ Der oben genannte August Friedrich Ferdinand von Kotzebue.

²⁾ Vgl. Tillier l. c. V, 484. Verdeil, Histoire du Canton de Vaud, 377. Rovérea, Mémoires, I, 39 ff.

³⁾ Der Reichsgraf Walmoden-Gimborn wird von Tissot l. c. S. 152 als näherer Freund Zimmermanns genannt.

werden doch nicht wollen uns in Staatssachen mischen! Gütiger Gott, dachte ich, wenn es noch Herren im Rathe zu Bern von solcher Denkart giebt, so ist der Staat in wahrer Gefahr.

Und leider ist nach ihrem Briefe vom 19. Julius diese Gefahr erwiesen. Der Auftritt in Vevay ¹⁾ erregt fürchterliche Ahndungen und bekräftigt, was man im April an den Herrn General von Walmoden aus Lausanne schrieb. Es ist für jede Regierung erschrecklich schwer, die besten Maassregeln in solchen Fällen zu finden. Diess erfähret man jetzt auch hier bey den Unruhen im sogenannten alten Lande. Durch den Herrn General von Freytag ²⁾, der deswegen nach Stade hinreiste, war die Sache vortreflich angefangen. Er sprach mit den Abgeordneten der Missvergnügten und gewann sie ganz durch Liebe, Freündlichkeit und Mässigung. Aber was dieser treffliche Mann gut gemacht hatte, verdarb dann wieder die Regierung in Stade; und nun ist es leider so weit gekommen, dass die hiesige Regierung Truppen gebrauchen muss, wenn nicht etwa der König noch frühe genug sagt, das wolle Er nicht.

Eben fällt mir die Antwort unsers lieben Professors vom 12 May (die ich soeben lange vergeblich gesucht habe) in die Hände. Ich habe Ihnen den Inhalt derselben nicht recht gesagt. Sie lautet so: „Einen Theil ihres „Briefes will ich Herrn Rathsherr Fellenberg ³⁾ lassen. „Ihr Gnaden Steiger ⁴⁾ sehe ich nicht, weil ich sein

¹⁾ Vgl. Tillier l. c. V, 484.

²⁾ Heinrich Wilhelm von Freitag (1720—1798), kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Feldmarschall. Siehe Allg. Deut. Biogr., 7, 374.

³⁾ Daniel Fellenberg, Vater des Stifters von Hofwyl, Professor der Rechte an der Akademie in Bern.

⁴⁾ Niklaus Friedrich von Steiger (1729—1799), letzter Schultheiss des alten Bern. Siehe Zschokke, Historische Denkwürdigkeiten der

„Leisereden gar nicht verstehe; und Herrn Heimlicher „Tscharner ¹⁾ möchte ich nichts davon lesen, weil Er es „übel finden würde, dass Sie und Ich uns in Regierungs- „sachen mischen wollen. Ich glaube, der Edelmann aus „dem Welschland, der nach Hannover geschrieben, be- „triege sich, und es wäre zu fürchten, dass wenn MGHn. „Misstrauen zeigten, Sie eben dadurch Misstrauen er- „wecken würden.“

In Frankreich sieht es noch gar nicht so klar aus, wie es uns die Zeitungsschreiber sagen und wie leider unsere meisten Gelehrten und Philosophen wünschen! Ich habe vor einigen Tagen Briefe aus Paris vom 6. Julius gelesen, worinn gesagt wird, dass sich unzählige Menschen aus Paris aus Furcht vor dem 14. Julius flüchten; auch dass alle adelichen Officiere von der Land- und Seearmee ihren Abschied nehmen, und diejenigen Officiere, die aus Armuth bleiben, für infam erklären. Noch sehe ich nicht, ich gestehe es, wie das Gute, das in Frankreich geschehen ist, alles daher entstandene Übel vergüte. Es wird kommen, sagen die Herren. Aber da so viele Dinge gekommen sind, die niemand vorhersah, so bleibt mir auch jetzt noch immer ein grosses Misstrauen gegen politische Prophezeyungen.

* * * *

Auf ihren vorlezten, lieben Brief vom 24 May will ich versuchen noch einiges zu antworten.

helvetischen Staatsumwälzung, III, 132—154; Secretan, Galérie suisse, II, 126—145; Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, S. 506; Berner Taschenbuch 1853, S. 287.

¹⁾ Niklaus Emanuel Tscharner (1727—1794) war 1789 Mitglied des Kleinen Raths. Siehe Berner Taschenbuch 1852, S. 175—189. Ein anderer Tscharner, nämlich Vincenz Bernhard Tscharner (1728 bis 1778), war laut Tissot l. c. S. 153 Zimmermanns intimer Freund gewesen.

Schreiben Sie etwa einst, wenn Sie Lust und Trieb dazu fühlen, in Bern etwas über das Aufklärerwesen; und gebrauchen Sie alsdann dazu, was Sie über dieses Unwesen in Deutschland gesehen, gedacht und aufgeschrieben haben. Die Idee mit Kotzebue gebe ich auf.

Ich kann nicht glauben, dass bey dem Leben des vorigen Königs eine Aufklärerelique im Preussischen von republicanischen Grillen auch nur geträumt habe.

Herrn Blumenbach habe ich hier mit grossem Vergnügen gesehen und ihn dringend gebeten, die Fehde mit unserm Freunde Meiners nicht fortzusetzen.

Gegen alles gelehrte Gebelle bin und bleibe ich bis in meinen Tod blind, taub und stumm. Dass so viele unserer grössten Gelehrten über solche Erbärmlichkeiten wie Studenten denken, thut mir sehr leyd für so viele unserer grössten Gelehrten ¹⁾!

VII.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

Hannover, den 6. Sept. 1790.

Mein Geliebter, sind Sie todt für mich? Ach sagen Sie mir doch, wie Ihnen ist, wie es Ihnen geht und was aus Ihnen werden soll? Sie verlassen dieses Land in diesem Monat; ich denke mir diess mit Thränen; denn ich verliere an Ihnen einen innigst geliebten Freund, den ich diesseits der Ewigkeit nie wiederzusehen hoffe, und der im vollen Besitze meiner grössten Hochachtung, meines innigsten Zutrauens und meiner treuesten Liebe ist!

Seit dem Anfang des Junius bis zu dieser Stunde sind meine Gebeine zermalmt, und die Vernichtung meiner Kräfte erfüllet mein Herz mit Jammer. Vom

¹⁾ Der Schluss des Briefes fehlt.

eilften Julius bis zum zwölften August habe ich wieder Kranke besucht und erfahren, was das ist, grosser Kräfte zu bedürfen und keine Kräfte zu haben. Aller angewendeten Vorsicht ungeachtet befiel mich den 12., 14. und 16. August mein böses Fieber wieder. Am 14 August, an dem Tage, da ich gerufen war, eiligst nach Göttingen zu kommen, war ich in wahrer Gefahr. Die Hand Gottes hat mich gerettet; aber seitdem ward ich doch nie meines Lebens froh, und den grössten Theil des Tages musste ich auf meinem Bette liegen. Mein Leben beschränket sich auf meine Kammer.

Diess alles schrieb ich den 27. August an Herrn Hofrath Meiners mit der Bitte, es Ihnen mitzuthemen, und Sie meiner zärtlichsten Liebe und Verehrung zu versichern.

Sehr befremdend war mir folgende Antwort des Herrn Meiners vom 30 August: „Herrn Stapfer habe ich in den letzten Wochen nicht gesprochen, weil wir fast immer Gesellschaft hatten oder in Gesellschaft waren.“

Also gehe ich an die Quelle, und schreibe an Sie, mein Geliebter.

Während des Lärms in Göttingen war ich in Sorgen für Sie. Wie benahmen Sie sich dabey? Ich denke, Sie verschlossen sich auf ihre Kammer und wünschten sich nach Bern.

Ach wann werden Sie wieder da seyn, da in dem kleinen, lieben Cirkel, in dem ich, Hand in Hand mit Ihnen und den ersten Freunden meiner Jugend so unaussprechlich gerne seyn möchte? Wann reisen Sie aus Göttingen? Reisen Sie über Holland, England und Frankreich oder gerade nach Bern? Ich weiss nicht, warum ich das letztere wünsche.

Schreiben Sie mir doch bald diess alles. Meine Seele hängt an Ihnen und wird an Ihnen hängen bis in meinen Tod. Nie, nie, nie habe ich mehr geliebet, als ich Sie liebe, mein vortrefflicher Freund.

Schreiben Sie mir auch, wie es meinen Geliebten in jenem kleinen, lieben Cirkel geht. Grüssen Sie dieselben in meinem Namen mit einer Liebe, die ich nicht auszudrücken vermag.

Meine Frau (meine einzige Stütze und mein einziger Stab) verspricht Ihnen, nie zu vergessen, was Sie mir waren, und was Sie mir sind und, so lange ihr Gott das Leben giebt, Sie zu lieben und zu verehren.

Ach, wie werde ich, wenn Sie weit von uns weg sind, die Tage beweinen, da Sie mir so nahe waren, da ich nichts von Ihnen hörte, nichts von Ihnen las, und nicht an Sie schrieb!

VIII.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

Hannover, den 17. Sept. 1790.

Mein Geliebter, ich liege unter einem Berg von Krankheit, Arbeit, Angst und Sorgen, und kann heüte nichts als nur Ihnen beyliegende Briefe an den Herrn Professor Pestel ¹⁾ in Leyden und an Herrn de Luc ²⁾ überschicken.

Ich habe den Brief an Herrn Pestel offen gelassen, damit Sie meine Verhältnisse mit diesem vortrefflichen Manne wissen. Sie können das cachet volant sodann leicht mit ein wenig Sieggellack befestigen.

¹⁾ Friedrich Wilhelm Pestel (1724—1805), Professor der Jurisprudenz in Leiden? Siehe Biographie universelle (1. Aufl.), 76, 511.

²⁾ Jean André de Luc (1727—1817), Geolog und Meteorolog. Siehe A. de Montet, Dictionnaire biographique des Genevois et Vaudois, II, 79. Siehe auch „Ueber die Einsamkeit“, IV, 425, 426; Bodemann l. c. 256 ff.

Ich lasse den Brief an Herrn de Luc ganz offen, weil man mir sagt, dass Briefe, die man nach England mitbringet, nicht versiegelt seyn dürfen.

So lange die Königin in Windsor ist, lebt Herr de Luc in Windsor. Seine Gemahlinn (eine Descendentinn des grossen Lord Shaftesbury ¹⁾) lebt immer in Windsor. Wenn die Königin in London ist, dann lebt Herr de Luc bey seinem Herzensfreunde, dem Herrn Hutton ²⁾, der in Queens row, Pimlico in London wohnt.

Das beste wäre wohl, dass Sie nach Herrn Huttons Haus giengen, und sich da nach Herrn de Luc erkundigten. Herr Hutton ist mein grosser Freund und vielleicht einer der grössten und besten Menschen auf Erden. Er ist ein Herrnhuter; ich habe ihn im Jahre 1757 zu Königsfelden bey dem Herrn Hofmeister Tscharner ³⁾ kennen gelernt, und er liebt mich noch in dieser Stunde. Er ist 74 Jahre alt und so harthörig, dass Sie vielleicht nicht mit ihm sprechen können. Versuchen Sie es indessen, und lassen Sie ihn meinen Brief an Herrn de Luc lesen. Kein Menschenfreund hat vielleicht nie für Menschen aller Art und von allen Classen und Ständen in grösserer Ausbreitung Gutes gewirket, als Herr Hutton.

Sie haben einen langen Brief von mir vom 10. September ⁴⁾. Ich erwarte die Antwort und wünsche, dass sie bald komme; dann schreibe ich Ihnen, treüer, innigst geliebter Freund (ach Gott! ach Gott) meinen letzten Brief nach Göttingen — mit blutendem Herzen!

¹⁾ Anthony Ashley Cooper Shaftesbury (1621—1683).

²⁾ James Hutton (1726—1797), berühmter Geolog? Siehe Austin Allibon l. c. II, 929.

³⁾ Emanuel Tscharner war von 1752—1758 Hofmeister oder Landvogt von Königsfelden. Siehe Müller, Der Kanton Aargau, II, 410.

⁴⁾ Stapfer macht dazu selbst die Bemerkung: „Den Brief vom 10. September habe ich vergeblich gesucht.“

IX.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

Hannover, den 4. November 1791.

Willkommen, Geliebter meiner Seele, willkommen, mein Sohn und mein verehrter Freund in's Vaterland!

In allen meinen Briefen an den Herrn Landvogt Kirchberger¹⁾, meinen innigst und unaussprechlich geliebten und verehrten Freund, fragte ich in einem fort, im Julius, August und September: ach ist Herr Stapfer noch nicht in Bern ???

Jeden Posttag erwartete ich einen Brief von Ihnen mit unaussprechlichem Verlangen, ob ich gleich dazu *kein Recht* habe — da ich ihre herrlichen Briefe aus London vom 7. April und 10. Junius nicht beantwortet habe! Wirklich glaubte ich immer, wenn ich an Herrn *Kirchberger* schrieb, ich schreibe an *Sie* (denn *alle* diese Briefe werden Sie lesen, wenn Sie *schweigen* können), und an Herrn Kirchberger schrieb ich in diesem Jahre eine fast *unglaubliche* Menge von Briefen.

Endlich kam den 1. November ihr Brief vom 22. October, und dieser Brief machte mich wegen des Unrechts, das Ihnen widerfahren ist, *rasend!* Auch meine sanfte Frau war ganz ausser sich und *zitterte einige Stunden hindurch vor Indignation* über ihren boshaften *Verläumdung*²⁾, und über *die*, die fähig waren, eine solche *Verläumdung* für *Wahrheit* zu halten.

¹⁾ Niklaus Anton Kirchberger (1739—1800), Mitglied des Grossen Rathes zu Bern, Vogt zu Gottstatt, Mitstifter und nachheriger Präsident der ökonomischen Gesellschaft, Verfasser mehrerer Schriften teosophischen oder agronomischen Inhalts. Siehe Ludwig Hirzel, „Im neuen Reich“, 1877, Nr. 29: Göthe-Erinnerungen in der Schweiz; Biographie universelle (1. Aufl.), XXII, 436—438.

²⁾ Stapfer war als Jakobiner verschrien worden.

Lesen Sie den Brief, den ich hierüber *den 2. November* an Herrn Landvogt *Kirchberger* schrieb, und den, wie ich hoffe, auch der *Herr Schultheiss Steiger* lesen wird, von dessen *Weisheit* und *Güte* ich durch Herrn *Kirchberger* *Satisfaction* für Sie verlange.

Was Sie mir über diese Sache schrieben, hat meine Frau *abgeschrieben*, und diese *Abschrift* habe ich *den 2. November* an Herrn *Kirchberger* geschickt. *Erschrecken Sie hierüber nicht*. Sie können sich auf Herrn *Kirchberger* wie auf *mich* verlassen, können *ihm* trauen, wie Sie *mir* trauen, und *Er* wird *gewiss*, nachdem Er mit *Ihnen* hierüber (auf mein Verlangen) *Abrede* genommen, zu ihrer *Befriedigung* und *gänzlicher Rettung* Alles thun, was *nach den Umständen menschenmöglich* ist.

Nur noch *ein* Wort über diese verfluchte Sache, und dann will ich schweigen. Wenige Tage, bevor ich ihren Brief erhielt, schlug ich zu einem Zwecke, der das geradeste Gegentheil von dem ist, was die infamen *Jacobiner* und die infamen Herren von der *Propaganda* wollen, *vier* Männer in Bern *zur Association* dem *Kaiser Leopold* vor: 1) Herrn *Kirchberger*, 2) den Herrn *Schultheiss* von *Steiger*, 3) Sie! den *vierten* kann ich Ihnen nicht nennen.

Nun von andern Dingen, und vorerst *Antwort auf ihre zwey lieben Briefe*, vom *7. April*, und *10. Junius*.

Die Ursache, warum ich auf ihren Brief vom *7. April* nicht antwortete, war ganz kurz diese. Am Anfang des *Aprills* verfiel meine Frau in ein höchst gefährliches, hitziges Fieber (aus Kummer und Verdruss), das ihr am ersten Tag den Tod zu drohen schien! — Und ich verlor im Monat *Aprill* in Zeit von drey Wochen (ebenfalls aus Kummer und Verdruss) alles Fett aus meinem ganzen Körper, und ward erbärmlich mager! Die Ursache unseres gemeinschaftlichen Verdrusses war diese;

Mauvillon hatte ein Buch ¹⁾ geschrieben, um zu beweisen, ich sey der Verfasser des *Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn* ²⁾, und ich konnte meinen Eid schwören, dass ich von dem gantzen Inhalt dieses Buches nichts gewusst, bis das Buch gedruckt vor meinen Augen lag! Unsere Justitzkanzley fragte, auf *Klockenbrings* ³⁾ Antreiben in allen Ländern nach dem Verfasser des Buches. Ich glaubte nun zuverlässig, der Verfasser oder die Verfasser des *Doctor Bahrdt* etc. würden sich nennen; denn der *Schurke Mauvillon* und der *Schurke Campe* ⁴⁾ und der *Schurke Trapp* ⁵⁾ in Braunschweig hatten sich vernehmen lassen, *ich habe einen falschen Eid angeboten, um meine Ehre zu retten!* Aber der Verfasser oder die Verfasser nannten sich nicht, und diess wahrscheinlich aus schändlicher *Poltronerie!* Diess hatte meine Frau und diess hatte mich im Monat April beynahe umgebracht, und diess ist die Ursache, warum ich ihren lieben Brief vom 7. April im Monat April nicht beantwortet habe.

¹⁾ Jakob Mauvillon (1743—1794), deutscher Schriftsteller, heftiger Gegner Zimmermanns. Siehe Allg. Deut. Biogr., XX, 715.

²⁾ „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Nation gegen Zimmermann“, ein ekelhaftes Pasquill, in welchem die Gegner Zimmermanns in schändlichster Weise angegriffen wurden. Es hatte Aug. von Kotzebue zum Verfasser, der damit Zimmermann einen um so schlechteren Dienst erwies, als er es nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Pseudonym von Adolf von Knigge (1752—1796), einem Gegner Zimmermanns, herausgab. Es ist begreiflich, dass der Verdacht der Autorschaft zuerst auf Zimmermann haftete.

³⁾ Klockenbrink war ein früherer Freund Zimmermanns. Siehe Bodemann l. c. 200, 302.

⁴⁾ Joachim Heinrich Campe (1746—1818), pädagogischer Schriftsteller, Organisator des braunschweigischen Schulwesens. Siehe Allg. Deut. Biogr., III, 733.

⁵⁾ Ernst Christian Trapp (1745—1818), Pädagog. Siehe Meusel, Das Gelehrte Teutschland, 18. Jahrhundert, IV, 43, 19. Jahrhundert, Suppl. IX¹, S. 110.

Im May antwortete ich Ihnen nicht, weil ich glaubte, Sie seyen nun schon aus London abgereiset, und weil ich nicht wusste, unter welcher Adresse ich an Sie schreiben müsse. Und als ich nun vollends den 17. Junius ihren Brief vom 10. Junius erhielt, wusste ich diess eben so wenig wie vorher; und darum nahm ich mir vor, erst alsdann Ihnen zu antworten, wenn Sie wieder in der Schweiz seyn würden.

Nur noch ein wenig *Antwort auf ihren Brief vom 7. April.*

Ja wohl lebte ich damals und lebe noch jetzt in Frankreich mehr als zu Hause. Am Tage als man hier die Nachricht von der Flucht des armen Ludwigs erhielt, war ich gantz ausser mir vor Freüde, und zum erstenmal in meinem Leben *distract*. Ich machte an demselben Morgen, wie jeden Morgen, meine gewöhnlichen Besuche durch die ganze Stadt. Aber ich verfehlte die Gassen, verfehlte sogar die mir bekanntesten Häuser, und gieng immer in das Haus, in das ich nicht gehen wollte. Übrigens war mir an diesem ganzen Tage und an allen folgenden Tagen, bis die *Hiobspost von Varennes* kam, ebenso zu Muthe, als wenn **ich** der Hölle entgangen wäre!

Tausend Dank für die Nachrichten von den *eigentlichen* Schicksalen, die Burke's Buch ¹⁾ in England hatte, für die Nachrichten von den revolutionary clubs, von Paine's Rights of man ²⁾, und den Bemühungen, dieses *infame* Buch zu einem Volksbuche zu machen, von den

¹⁾ Edmund Burke (1728—1797), englischer Schriftsteller, Redner, Staatsmann, bekämpfte in seiner Schrift: „Reflection on the revolution in France“ die franz. Revolution. Siehe Austin Allibon I. c. I, 288 ff.

²⁾ Thomas Paine (1736—1809), englischer Publizist, vertheidigte in der 1790 erschienenen Schrift „Rights of man“ die franz. Revolution. Siehe Austin Allibon, A critical Dictionary, II, 1483 ff.

Dissenters etc. etc. Alle diese Nachrichten waren mir damals höchst wichtig, und von allen diesen Dingen bin ich nun genau unterrichtet.

Auf den Brief vom 10. Junius.

Es hat mich herzlich gefreut, dass Sie mit Herrn Best in London so sehr zufrieden gewesen sind. Sie könnten ein sehr gutes Werk thun, wenn Sie mir einmal ein freundliches Brieflein für den Herrn Geheimen Kammersecretair Mayer¹⁾, oder seine Gemahlinn, einschliessen wollten. Beide sprechen mir immer mit dem grössten Respect und der grössten Liebe von Ihnen; und für mich kann in der Welt nichts angenehmer seyn, als wenn man mir so von Ihnen spricht.

Es freüte mich, dass doch de Luc *etwas* für Sie gethan hat; viel war es freylich nicht, und es war bey weitem nicht das, was ich gewünschet habe. Aber mit de Luc ist auch eigentlich gantz und gar nichts anzufangen, sobald man keine Lust hat, sich mit ihm auf sein *meteorologisches Steckenpferd* su setzen. Ich gäbe keinen Pfifferling für alle seine Meteorologie!²⁾ Eine gute, ehrliche, religiöse und rechtschaffene Seele ist freylich de Luc; aber es ist mir doch an jedem Menschen (dessen Kenntnisse ich nicht brauchen kann) unerträglich, wenn er immer nur *eine* Idee hat, immer nur von *dieser* Idee spricht und immer nur auf *dieser* Idee reitet. An de Luc ärgert mich diess um so mehr, da er übrigens über Vielerley ausserhalb dem Bezirke der Physik liegende Dinge *höchst gesunde* und *sehr brauchbare* Begriffe hat; aber man mag ihm sprechen, wovon man will, so fällt er doch immer wieder auf seine verdammte *Meteorologie*. Ich

¹⁾ Johann Friedrich Meyer, grossbritannischer Commissär. Siehe Allg. Deut. Biogr., XXI, 585.

²⁾ De Luc wirkte in der Meteorologie bahnbrechend.

schrieb ihm den 27. May dieses Jahres einen Brief von 28 Seiten, der voll (für de Luc, für die Königin und für den König) *wichtiger* und *neuer* Nachrichten über den Zustand der Religion und zumal über den politischen *Zeitgeist* in Deutschland war; denn einige Zeit vorher hatte mir de Luc geschrieben, die Königin sehe es sehr gerne, wenn er Ihr meine Briefe vorlese. Deswegen fasste ich mich zusammen, um an de Luc den 27. May diesen wirklich reichhaltigen Brief zu schreiben. Alles, was er mir darauf antwortete, war nichts oder wenigstens keinen *Hundsreck* werth; denn er sagte mir „je travaille à la fois à cinq Memoires sur des objets de Physique.“ Meine Frau, die sich auch darüber ärgerte, sagte daher: de Luc will das Revolutionsfieber par sa Physique heilen! -- Das mag er; nur wird er wohl mit seinen Hygrometern kommen, wenn schon Europa überall in Flammen ist. Kurz und gut, seit dem Junius habe ich mich entschlossen, nichts mehr an de Luc zu schreiben, und ich halte Wort bis auf diese Stunde.

Es thut mir innigst leyd, dass mir der Auszug aus Burke's Reflections etc. nicht zu Gesicht gekommen ist. Es wäre höchst wichtig gewesen, diesen Auszug ins Deutsche übersetzen zu lassen. Burke ist durch die *Aufklärer* in Deutschland überall als ein *Wahnwitziger* und als ein *Narr* verschryen. Noch bis auf diese Stunde habe ich es, aller angewandten Künste ungeachtet, nicht hinzu bringen können, dass Burke's Reflections on the French Revolution in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* recensirt werden! Noch in voriger Woche habe ich *Heyne* vorgeworfen, dass Er diess aus *Hosenschaisserischer Furcht* vor den *Aufklärern* nicht zugebe; und meinen Freund *Spittler*, der eigentlich diese Recension hätte machen sollen, mag ich jetzt nicht mehr dafür bitten, weil er nach seiner sanften Art, jetzt ein *völliger*

Democrat ist! Ich genüge mich damit, Ihn (da ich ihn sonst sehr lieb habe) für seine demokratischen Gesinnungen, in allen meinen Briefen, zu persifliren. Mit *Meiners*, der jetzt ein völliger *Democrate enragé* ist, der sich ganz zur Partey der *Tollen* geschlagen hat, spreche ich über alle diese Dinge kein Wort mehr, seitdem er mir noch im September 1791 hier in Hannover Paine's *Rights of man* als ein Evangelium lobte.

Sie kennen doch unstreitig Burke's *zweiten Brief to a member of the national assembly, in answer to some objections to his Book on French affairs*, und dann insonderheit seinen *Appeal from the new to the old whigs, in consequence of some late Discussions in Parliament, relative to the Reflections on the French Revolution*¹⁾. (Sie waren bey diesen Discussionen mit Fox²⁾ im Parlamente gegenwärtig). Burke schlägt in diesem *Appeal* seinen ehemaligen Freund Fox, und alle seine Engländischen Gegner, und, ohne es zu wissen, auch das ganze deutsche *Aufklärergesinde* allmächtig zu Boden, die, wie Er sagt, *deal in lights, and*

Have lights, where better eyes are blind,

As rigs are said to see the wind.

Unaussprechlich hat mich interessirt, was Sie mir in ihrem Briefe vom 10. Junius über diesen *Götterkampf* im Parlamente erzählten. Wahrlich *diess allein* war eine Reise nach England werth. Noch in diesem Augenblick heben Sie mir die Seele durch ihre *sublime Beschreibung dieses Kampfes*, den *ihre Augen sahen* und *ihre Ohren hörten*.

Sie wissen doch, dass Burke seinen Frieden mit der jetzigen Administration völlig gemacht hat, und sich bey

¹⁾ Siehe Aust. Allibon l. c. I, 288 ff.

²⁾ Charles James Fox (1749—1806), englischer Staatsmann. Siehe Aust. Allibon, I, 623 ff.

der nächsten Parlamentssitzung auf die Ministerial- oder Schatzkammer-Bänke zur rechten Hand des Sprechers unter der Ministerialphalanx niedersetzen wird. Man glaubt für gewiss, dass er eine Regierungsstelle mit guten Einkünften bey erster Gelegenheit erhalten wird. Herr Cazales¹⁾, den man sonst in Paris den französischen Burke nannte, ist jetzt häufig bey dem englischen Burke, und bringt Wochen lang bey ihm auf seinem Landgute zu.

Dass ich von Anfang dieses Jahres an und so lange als das Parlament sass, der Freund *ihres Freundes Pitt*²⁾ nicht war, und so lange immer es mit der Englischen *Oppositionspartey* hielt, diess werden Sie mir hoffentlich verzeihen.

Nun wieder zu ihrem Briefe vom 22. October 1791.

Von ihrer vermaledeyten Geschichte sage ich keinem Menschen weder mündlich noch schriftlich das Allergeringste. Sie bleibt ein Geheimniss zwischen Ihnen, mir, meiner Frau und des Herrn Landvogt Kirchberger.

Es freüt mich innigst, dass Sie diesen Winter hindurch die theologische Lehrstelle ihres Herrn Oncle vertreten und dadurch dann auch den lieben Mann erleichtern werden. Aber wie kommen Sie zu einem Lehrstul der *Alterthümer*? Mich jammert die Zeit, die ein Mann ihres Geistes für solche Dinge verschwenden muss, die doch wahrlich in seiner Seele und in seinem Herzen nicht *obenan* sitzen!

Frau von Steinberg ist eine geistvolle Frau, aber sie sieht in allen Dingen immer ins Schwarze, und mahlt alles schwarz. Welche Besorgnisse hat sie Ihnen wegen

¹⁾ Jacques Antoine Marie Cazalès (1758—1805), franz. Politiker, hielt sich damals als Flüchtling in England auf.

²⁾ William Pitt der Jüngere (1759—1806), grosser englischer Staatsmann. Siehe Aust. Allibon, l. c. II, 1603 ff.

der Gesundheit meiner Frau geäußert? *Meine Frau befindet sich, Gottlob, vortreflich.*

Lieber wollte ich mir die *Finger abhauen* lassen, als Herrn *Meiners* entweder ihre Klagen oder auch nur dasjenige aus ihrem Briefe vom 22. October mittheilen, was Sie mir *über Frankreich sagen*, und zwar gerade deswegen, weil es *Wasser auf seine Mühle* wäre!!!

Sie sind allerdings beynahe in dem allerwichtigsten Zeitpunkt der Revolution in Paris gewesen und haben also auch da, wie in London, ein Glück gehabt, das man kaum in Jahrhunderten so beysammen fände. Ein grosses Meisterstück war es allerdings, dass man in diesem Augenblicke und in den folgenden Tagen das Cannibalen-Volk in Paris im Zaume hat halten können. Aber wie hätten Sie auf dem Wege von Calais nach Paris und von Paris nach Genf die Unordnungen bemerken können, die seit 1789 in Frankreich vorgefallen sind? — Die in ganz Frankreich abgebrannten Schlösser kann man Ihnen doch an den Fingern her erzählen, wenn Sie auch die Trümmer von keinem einzigen gesehen haben. Mich wundert übrigens gar nicht, dass man Ihnen mit Höflichkeit begegnete, da man Sie für einen Engländer hielt; im Grunde bleibt es aber doch immer seltsam, dass solche Cannibalen höflich seyn können! Ich glaube, dass der Zustand der Bauren gebessert ist, und ich zähle diess zu den Vortheilen der Revolution. Ganz und gar aber glaube ich nicht an die Verbesserung der Sitten, die Sie in Paris bemerkt haben wollen. So gut, wie Sie, denke ich auch wahrlich nicht von den Electoren. Dass das Papiergeld noch immer bey Ehren bleibt, ist freylich ein grosses Glück; und höchst angenehm war es mir in ihrem Briefe zu lesen, dass Sie im Palais Royal auch die heftigsten Declamationen gegen die *Democraten* gehört haben.

Von den Massregeln, welche die Bernerische Regierung gegen die *Aufklärung* im Pays de Vaud hat nehmen müssen¹⁾ bin ich *völlig unterrichtet*, und von der *Gerechtigkeit* und *Weisheit* dieser Maassregeln bin ich *völlig überzeugt*.

Die Worte des Herrn Rabaut de St-Etienne²⁾ wären vom 1753 bis 1768 *Wasser auf meine Mühle* gewesen, aber nun denke ich über diese Dinge anders. Indessen finde ich auch jetzt noch *viel wahres* in diesen Worten und wünsche, dass man sie in Bern beherzige. Einer Debatte vor *Räth und Burger* über den Brief des Herrn Rabaut de St-Etienne an eine Magistratsperson in Bern, möchte ich wohl zuhören; und gewiss würde diese Debatte alsdann in meinem Kopfe zurechte setzen, was vielleicht darinn jetzt unrecht sitzt.

Geduld, Geduld, mein Lieber. Es sieht doch allenthalben, in England, in Frankreich, in Bern, in Deutschland und sogar in Brugg mitunter ein wenig *dumm* aus! Grosse Monarchen und grosse Minister machen doch auch zwischendurch *eselhafte* Streiche; und wenn der liebe Gott nicht wüsste, dass doch allergröstentheils das ganze Menschengeschlecht und zumal diejenigen unter denselben, welche die Nasen am meisten in die Höhe halten, *höchst elende Wichte sind*, so würde Er, statt uns seine liebe Sonne leuchten zu lassen, uns mit *Hunger, Pestilenz* und *Krieg* bis auf den letzten Mann *in die Pfanne hauen*.

¹⁾ Vgl. Tillier l. c. V, 495 ff.; Verdeil, Histoire du Canton de Vaud, III, 388 ff.; Seigneux, Précis historique de la révolution du Canton de Vaud, I, 96 ff.; Fr. C. Laharpe, Essai sur la constitution du Pays de Vaud, II, 48.

²⁾ Jean Paul Rabaut de St-Etienne (1743—1793), franz. reformirter Geistlicher und Politiker, eine Zeit lang Präsident der Nationalversammlung. Siehe Biographie universelle, XXXVI, 468—475.

Hypochondrisch würde ich, an ihrer Stelle, deswegen nicht seyn, weil *Bern* nicht *London* ist. Auch ich bin es nicht, weil in Vergleichung der grössten Scenen der Menschheit, die Sie im Englischen Parlament und in der *assemblée nationale* sahen, mir *Hannover* Jahr aus Jahr ein (und selbst noch in der ganzen vorigen Woche, als 24 Prinzen und Prinzessinnen von *England*, *Preussen*, und *Oranien* hier waren) nicht anders vorkommt als eine *tabula rasa*! „Ist zwar eben gut Ding (lese ich so eben in einem herrlichen Buche) „noch „einen oder zween Ehrenmänner zur Hand zu haben, „mit denen einer den Lebensweg traulich dahin schlen- „dert. Aber, Du kannst die Erdkugel ein paarmal um- „fahren, ehe Du auch nur *einen* findest, der Dir *gerade* „so viel nützt und nöthigen Falls *Dir* eben so viel werth „ist, als — *Du selber*. Und so lange Du nicht solch „einen auftreibst, so halt Dich an — *Dich*!

Ein Büchlein zu Beförderung einfältiger Lebensweisheit unter verständigen, ehrlichen Bürgern und Landleuten von einem oberdeutschen Landmann. Nebst einem Conterfey in Fine. Erfurt 1790 bey Georg Adam Keyser, — das ich so eben lese, enthält die oben angeführten Worte der Weisheit.

Von eben diesem Verfasser habe ich neüerlich gelesen.

1) *Meines Vaters Hauschronika. Ein launigter Beytrag zur Lebensweisheit, Menschen- und Weltkunde. Mit Belegen, Anecdoten und Charakterzügen. Herausgegeben von Martin Sachs. Erfurt 1790; bey Georg Adam Keyser.*

2) *Gespräche über Gallicismen und Germanismen nebst einer Vorrede, welche gelesen werden muss. Im Jahr 1 nach der neüesten Gallischen Zeitrechnung. Erfurt 1790. Bey Georg Adam Keyser.*

Nie hat man noch die deutschen *Aufklärer* und ihre *Aufklärung* so gottesjämmerlich, so allmächtig zusammengéhauen, als sie in diesem *Büchlein zur Beförderung einfältiger Lebensweisheit*, in dieser *Hauschronika* und in diesen *Gesprächen über Gallicismen* — zusammengepauckt und zusammengéhauen sind. Und daher kommts, dass die *Aufklärer* in ihren Hunderttausend *Journalen*, *Zeitungen* und *Wischen* seit 1790 *alle diese Büchlein* entweder mit einem Sneer malignant abwiesen, und *allergröstentheils* gar nicht *erwähnten*! Erst seit *ein paar* Wochen, und zum Theile erst seit *ein paar* Tagen weiss ich, dass diese *Büchlein* — *classische Werke*, und *Werke des originellsten Genies*, existiren!

Erst seit *wenigen Tagen* weiss ich, dass *Goethe* Verfasser dieser *Büchlein* ist!

Auch erst seit *wenigen Tagen* weiss ich, dass *Goethe* Verfasser auch von folgenden Schriften ist.

- 1) *Enthüllung des Systems der Weltbürger-Republic.*
- 2) *Vertheidigung dieser Enthüllung.*
- 3) *Fragment der Geschichte und Meinungen eines Menschensohns.*
- 4) *Materialien zur Geschichte des Socratismus.*
- 5) *Die Weltbauren zu Tollmannshausen* ¹⁾.

¹⁾ Herr Prof. Dr. Hirzel in Bern, den ich über diese Stelle befragte, hatte die Freundlichkeit, mir darüber folgende Mittheilungen, die ich ihm hiemit bestens verdanke, zu machen:

„Dass die von Ihnen genannten Schriften, deren Zimmermann in seinem Briefe Erwähnung thut, nicht von Goethe sind, vermuthen Sie ganz richtig. Was den Verfasser derselben betrifft, so kann ich Ihnen denselben ebenfalls nennen. Es ist Ernst August Anton von Göchhausen, geb. zu Weimar 1740, † zu Eisenach 1824. Er hat anonym und unter dem Pseudonym Martin Sachs eine grosse Anzahl Schriften verfasst, die das Gebiet der schönen Wissenschaften, der Philosophie, Staatswissenschaft etc. berühren. Sie finden über ihn einen allerdings sehr ungenügenden Artikel von Heinrich Döring in Ersch und Grubers Encyclopädie.“

Ein über alle Begriffe interessantes *Actenstück* über *diess Alles*, worin die *Aufklärer* von Göthe zermalmt sind, finden Sie im *Teütschen Merkur* vom September 1791 pag. 41. 125. . . . — Ihnen, mein Sohn und geliebter Freund, sage ich diess alles (das man in Bern nicht weiss), damit Sie es dort ubiquè bekannt machen, nicht nur unter den vornehmen *Laffen*, sondern unter dem *eigentlichen Schurkenvolk* in Bern, den *Aufklärern* theologischen Handwerks und der sämtlichen *Canaille* geistlichen Standes.

Weil dieser Brief verschiedene Dinge enthält, die meinen Herzensfreund, Herrn Landvogt Kirchberger interessiren, so bitte ich Sie denselben Ihm mitzutheilen, und Ihm *in meinem Namen* zärtlichst und ehrerbietigt die Hand zu küssen.

Meinem *ältesten* Freund, ihren mir so theüren Herrn Vater, und ihren Herrn Oncle, den mir ewig unvergesslichen und von mir ewig geliebten Herrn Professor Stapfer, umarmen Sie in meinem Namen tausendfach, und ihrer Frau Mutter empfehlen Sie mich ehrerbietigst.

Meine Frau bittet, Sie ihrer unveränderlichen Verehrung und Freundschaft und ihres unvergesslichen Andenkens versichert zu seyn, so wie ihrer herzlichsten Wünsche für ihre Wohlfart und zumal auch jetzt — für den *vollkommensten Sieg* über ihre Widersacher.

Kein Mensch auf Erden kann Sie mehr verehren und herzinniglicher lieben als ihr Herzensfreund bis in den Tod.

P. S. Von *meinem Befinden* kann Ihnen Herr Landvogt Kirchberger die *allerbeste* Nachricht geben.

Lesen Sie doch, so bald wie möglich *Girtanners* ¹⁾ (aus St. Gallen) *Historische Nachrichten und politische*

¹⁾ Christoph Girtanner (1760—1800), medizinischer Schriftsteller aus St. Gallen in Göttingen schrieb viel gegen die Revolution. Siehe Lutz, Nekrolog d. Schweizer, S. 174.

Betrachtungen über die französische Revolution. Berlin 1791. Drey Theile in 8. Soeben erhalte ich den *dritten* Theil dieses vortreflichen Buches.

X¹⁾.

J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer.

[*Hannover*], den 22. Februar 1793.

Ach, geliebter und würdiger Sohn meines ältesten und geliebtesten Freundes auf Erden, ich habe Sie durch ihren Brief vom 2. Februar so ganz wiedergefunden, wie Sie waren, als ich, im Jahre 1790, mich mit blutendem Herzen und bey gänzlichem Verlust aller meiner Kräfte aus ihren Armen riss. Nie, nie habe ich an ihrer Liebe gezweifelt; aber mich befiel doch bisweilen die ängstliche und mich *schrecklich niederdrückende* Furcht, dass Sie in anderer Absicht vielleicht nicht ganz mehr seyen, was Sie gewesen sind. Aber ihr Brief von diesem Jahre 1793 zeigt mir, dass *Zeiten* und *Umstände* bey Ihnen gewirket haben, was sie in einer so schönen Seele wirken mussten, und dafür sey Gott gelobt.

14. April.

Ich habe nicht geglaubt, dass ich im Stande seyn werde, diesen Brief zu vollenden. Seit dem Anfang des Monats Februar fiel ich immer tiefer in die *schreckliche Melankolie*, die mich seit der Mitte des Decembers befallen hat, und den ganzen Monat März hindurch war Schmerz und Entkräftung bey mir so gross, dass es mir bey jedem Schritte schien, ich müsse niederfallen und sterben. Mein Herz war ohne Aufhören, jeden Tag und

¹⁾ Stapfer schreibt oben auf die erste Seite: „Dieser, von dem schon unheilbar gemüthskranken Zimmermann an seinen Jugendfreund in Bern P. A. Stapfer geschriebene Brief ist der letzte oder einer der letzten, die dieser von seinem väterlichen Freunde vor dessen traurigem Ende erhielt.“

von jedem Morgen bis in die tiefe Nacht, voll Jammers. In dieser schrecklichen Lage konnte ich keinen Tag zu Hause bleiben, weil ich immer sehr wichtige Kranke hatte, die in grosser Gefahr waren und meine beständige Aufmerksamkeit und jeden Tag häufige Besuche foderten. Von meinem Bette eilte ich auf die Gassen und von den Gassen wieder auf mein Bett. So gieng es jeden Tag. Dabey hatte ich keine Zeit weder zum Lesen noch zum Schreiben, und bey meiner fürchterlichen Entkräftung hatte sich auch wirklich die Fähigkeit zum Lesen und Schreiben ganz bey mir verlohren. Durch die aller-tiefste, erschrecklichste Traurigkeit, in die mich die *Zeitumstände* gestürzt haben, wurden meine geringen Seelenkräfte ganz vernichtet. Gott und dem Prinzen von Coburg ¹⁾ habe ich es zu verdanken, dass jetzt wenigstens wieder Ruhe in meine Seele gekommen ist; aber meine körperlichen Kräfte kommen nicht wieder, und werden auch vor meinem Abschied aus dieser Welt nicht wiederkommen, wenn die Wunder, die am Anfang dieses Monats Aprils geschehen sind, nicht fortdauern und wenn Gott die anjezt doch schon sehr *erschütterte* Gewalt seiner Feinde nicht ganz vernichtet.

Ihre mir den 2. Februar angekündigte Rede erhielt ich gestern den 13. April ²⁾; die für Herrn Rehberg, Herrn Cess und den Herrn geheimen Kammersecretair Mayer bestimmten Exemplare habe ich sogleich abgeliefert. Es freüt mich, dass ein Mann von *ihrer* Denkart

¹⁾ Herzog von Coburg war Anführer der Oesterreicher gegen die Franzosen, die er am 18. März 1793 bei Neerwinden überwunden hatte.

²⁾ Nämlich über: „Die fruchtbarste Entwicklungsmethode der Anlagen des Menschen zufolge eines kritisch philosophischen Entwurfs der Kulturgeschichte unseres Geschlechts: in der Form einer Apologie für das Studium der klassischen Werke des Alterthums.“ Siehe R. Luginbühl, Ph. Alb. Stapfer, S. 28 ff.

sich mit Veredlung des menschlichen Geschlechts beschäftigt, da sonst die bisherigen *Veredler* desselben, die Illuminaten und ihre Abkömmlinge, die Jacobiner (*grosse Männer* und *allgemein geschätzte Erzieher*, wie sie pag. 9 ihrer Rede heissen) ihr Werk mit Argumenten trieben, die allerdings wirksam sind, wenn man sie (wie Burke sagt) durch Piken und Laternenpfähle unterstützt, aber auf die man nun anders nicht mehr antwortet, als mit Canonen und Bayonetten.

Sagen Sie doch schnell und eiligst meinem innigst geliebten und verehrten Freunde, Herrn Landvogt Kirchner, in welchem Todeszustande ich lange gewesen bin und zum grossen Theile noch bin. Diess, ach diess, ist die einzige Ursache, warum ich seinen rührenden Brief vom 20. Februar noch nicht beantwortet habe.

15. April.

Ich wollte Ihnen schreiben und kann es wahrlich nicht. Ich habe den Muth, die Lust und die Kraft verloren, auch an einen geliebten Freund einen kleinen Brief zu schreiben! Meine Frau, ihre herzlich gute Freundin, treibt mich immer an, dass ich es versuche. Vielleicht kann ich es alsdann, wenn Gott will, dass alles gelinge, was man jetzt gegen Frankreich unternimmt.

Herzinniglich umarme ich Sie alle, meine Geliebten. Gott lasse Sie, ihr ganzes Haus, ihr Vaterland (aber nicht ihren verehrungswürdigen Lehrer¹⁾ alle seine Segnungen erfahren. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen freundschaftlichst und hochachtungsvoll.

Verzeihen Sie diesen unbedeutenden Brief einem armen, alten Manne, dessen Leben seit dem December

¹⁾ Der Name ist ausradirt; wahrscheinlich meint er Ith, der damals den neuen Ideen zugethan war. Siehe R. Luginbühl, Ph. Alb. Stapfer, Frag. 23.

eine fortgehende *Agonie* war, und der jetzt jeden Augenblick Gott für seine Wunder danket. Wir sind alle — wenigstens für eine Weile — gerettet, seitdem *Holland* gerettet ist.

Ach drücken Sie ihren Vater und ihren Oncle in meinem Namen *liebevoll* an ihr Herz; in ihren Armen fieng ich an zu leben, in ihren Armen habe ich in diesem Jahre oft gewünscht zu sterben!!

XI.

E. von Fellenberg¹⁾ an Ph. Alb. Stapfer.

Zürich, den 28. April 1793.

Allem Anschein nach bin ich nicht zu entschuldigen; das gestehe ich, mein theurster, vortrefflicher Freund; dennoch bin ich in der That gewiss so unschuldig, das ich nicht einmal einer Entschuldigung bedarf. Wieder ein Beweis, wie sehr wir allem Schein misstrauen sollen. Die Erklärung davon übergehe ich als unbedeutend. Genug dass, ohne auf die Ursachen meines Stillschweigens zu dringen, Sie versichert seyn können, dass meine hochachtungsvolle Freundschaft für Sie immer war und bleibt, wie Sie dieselbe nur wünschen können. Indem ich das sage, darf ich be[i]fügen mit Zuversicht, mein Losungswort seye unveränderlich: *Ein Mann, ein Wort; ein Herz, ein Sinn.*

Empfangen Sie, mein weiser Freund, wenn schon spät, doch meinen besten Dank für das schätzbare Geschenk, das Sie mir noch vor meiner Abreise von Bern, in Ihrer Abhandlung über das Erziehungswesen²⁾ zugeschickt haben; nicht nur Freude machten Sie mir

¹⁾ Fellenberg befand sich damals gerade auf Reisen.

²⁾ Nämlich die schon oben genannte Schrift Stapfers: Die fruchtbarste Entwicklungsmethode der Anlagen des Menschen etc.

dadurch, ich verdanke Ihnen wahren Nutzen, so oft mich noch Dornen auf dem Pfad der Wissenschaft schrecken. Ihre Aufträge habe ich ausgerichtet. Was Hirzeln¹⁾ anbetrifft, so wissen Sie schon von ihm, mit was für Erfolg. Die Rütiman²⁾ danken, wie Sie es von denselben erwarten können. Der Fräulein habe ich ein Exemplar besonders in Ihrem Nahmen übergeben; wäre ich nicht ein so guter Freund, ich dürfte nicht dafür stehen, dass mich da nicht Eifersucht überwältigt hätte, so sorgsam und fein legte sie es zu ihren liebsten Liedern. Hess³⁾, Lavater⁴⁾, Hottinger⁵⁾, Weis⁶⁾ und Meister⁷⁾ schätzen, ein jeder nach seiner Art, das Goldkorn; eben so ware auch ein jeder erkanntlich für den Beweis Ihres achtungsvollen Andenkens.

Kommen Sie übrigens nur nach Zürich; Sie werden sehen, was man auf Ihnen hält; denn Ihre Schrift ist allgemeiner bekannt, als Sie sich's wohl vorstellen; besonders den meisten von denen, welche ich vorzüglich schätze; die Exemplare, welche Sie mir mitgaben, reichten

¹⁾ Wahrscheinlich Heinrich Hirzel (1766—1833), Chorherr, Professor. Siehe G. Meyer von Knonau in der Allg. Deut. Biogr., XII, 493.

²⁾ Vorfahren des bekannten und verdienten Juristen und Politikers Jakob Rüttimann (1813—1876)?

³⁾ Johann Jakob Hess (1741—1828), Antistes in Zürich. Siehe Meyer von Knonau in der Allg. Deut. Biogr., XII, 289—292, und G. Finsler, Die Zürcherische Kirche zur Zeit der helvetischen Republik (im Zürcher Taschenbuch, Jahrgang II, 134 ff.); Melchior Schuler, Geschichte der Eidgenossen, VI, 487, 553.

⁴⁾ Der bekannte Schriftsteller Johann Caspar Lavater (1741 bis 1801), Pfarrer an der Peterskirche in Zürich. Siehe Munker in der Allg. Deut. Biogr., XVIII, 783—794.

⁵⁾ Johann Jakob Hottinger (1750—1819), Philologe in Zürich. Siehe G. v. Wyss in der Allg. Deut. Biogr., XIII, 195.

⁶⁾ Weiss oder Wyss und welcher?

⁷⁾ Jakob Heinrich Meister (1744—1826), vielseitiger Schriftsteller. Siehe Breitinger in der Allg. Deut. Biogr., XXI, 256.

kaum für das Bedürfnis zu, so sehr sie auch circulirten. Mit Wohlust empfing [ich] Glückwünsche zu solcher Landskraft, und mein Herz wallet vor Freude.

Wenn ich mich bisdahin noch nicht mit Ihnen, mein Theurster, nach Herzenswunsche von unserer Lieblings-Philosophie unterhalten habe ¹⁾, und es vielleicht noch auf einige Zeit verschiebe, so schreiben Sie es allem eher zu, als irgend einem Mangel an richtiger Schätzung derselben, des Guten und Schönen oder irgend einer Verkennung Ihrer Güte für mich und des Werths derselben; leidenschaftlich bin ich dafür eingenommen und zwar auf eine Art, dass ich es bleiben werde; aber verschiedene Umstände verhinderten mich, meiner Hauptneigung zu folgen. — Unter anderem nahm ich mir vor, vor allem aus werend meinem Hierseyn zu machen, was ich nur hier machen kan; denn hielte auch das Zeitbedürfnis in Politik u. s. w. auf — das alles führt mich weiter, als ich dachte. —, immer aber ware und bleibt meine dissörtige Stimmung so, wie der Freund der Weisheit es allgemein wünschen mus, den diese nicht nur bey sich, sondern auch bey andern erfreut, weil er Sie recht zu schätzen weis. Da diss besonders Ihr Fall ist, mein Bester, so konnte ich mich nicht enthalten, Ihnen desshalb ein par Worte zu sagen, damit Sie mir ja nicht Unrecht anthun; denn dieses — von Ihnen — würde mich schmerzen.

Was die Politik anbetrifft, so finde ich das beste, stum betrachtend eine Entwiklung zu erwarten, über die mich nur die Zeit belehren kan. Immer habe ich einen Spiegel menschlicher Kurzsichtigkeit und den Mantel des Optimismus bey der Hand, der mich vom Kopf zu den Füßen dekt und in den ich mich nach

¹⁾ Fellenberg war, wie Stapfer, eifriger Anhänger Kants.

den Umständen mehr oder weniger vielfach hülle. Gegenwärtig scheint es mir für gute Absichten eben so unsicher, als für Bosheit, sich zu freuen oder zu trauren. Wahrheit und Irrthum widerstreiten sich zwar gewaltig; so das für einmal einst der Sig unbestimmt scheint. Aber, nicht wahr, mein Freund, frohe erkennen wir, wo die Unüberwindlichkeit ihren Sitz hat. Vernehmlicher als keine ruft uns, wie mich dünkt, die neueste Geschichte zu: misstrauet allem Schein, ihr Sterblichen! Wer hätte geglaubt, das Dümouriez¹⁾ so gantz die Geschichte des Lafayette wiederholen würde!

Vermuthlich werde ich noch einige Zeit von Bern abwesend bleiben, um verschiedene Theile der Schweiz noch näher kennen zu lernen. Ihre Briefe könnten viel dazu beytragen mir zu ersetzen, was ich dabey verliere. Sie wissen, wie sehr mir alles am Herzen liegt, was erstens Sie und dann unsere Freunde angeht, und wie vielen Antheil ich an allem nehme, was moralisch, politisch und literarisch bey uns merkwürdig seyn mag. Meinerseits habe ich Ihnen gegenwärtig nicht vieles zu melden. Dass ich mit Lavatern nicht einig bin, begreifen Sie. — Lezthin hörte ich ihn auf der Kantzel sagen: *er möchte den Tod des Gerechten sterben, den der Gesalbte des Herrn in Frankreich gestorben ist Das gleiche Schicksal, wo Jerusalem getroffen, weil Christus alda gekreütziget worden, das werde gantz Frankreich treffen, weil es Ludwig den gerechten gemördet*

¹⁾ Charles François Dumouriez (1757—1823), franz. General, war am 4. April mit 1500 Mann zu den Oesterreichern hinübergewandert; Marie Joseph Paul Roch Yves Gilbert de Motier, Marquis de Lafayette (1757—1833), franz. General und Staatsmann, hatte sich vor der im Herbst 1792 über ihn ausgesprochenen Acht durch die Flucht gerettet. Siehe Biographie universelle, LXII, 145—177, namentlich S. 171 ff., und LXIX, 348—405, namentlich S. 373.

u. s. w.; er (*Lavater*) werde rufen: sie morden! sie morden! sie morden! sollte er auch der *Martyr der Wahrheit* werden u. s. w. Als ich seither diese Predigt mit ihm analysieren wollte¹⁾, fand er nicht für gut, stand zu halten. Hottinger wendet nun seine Musse auf dramatische Arbeit — nächstens werden Sie in *Carl von Burgund ein Trauerspiel* eine Probe haben, die Beyfall finden mag. Ein andermal mehreres — Leben Sie indessen recht wohl und zählen Sie immer auf Ihren wahren beständigen Freund.

XII.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 28. Januar 1812.

Ich habe Ihre lieben Zeilen vom 20. m. c., mein theurster Freund! ich habe Ihnen schon einmal auf die Convenienz hingedeutet, uns im Vaterlande zu einem Werke zu vereinigen, wodurch demselben und der Menschheit, wie unsern Familien, geholfen sein wird; meine Hoffnungen eilen ihrer gänzlichen Erfüllung weit schnelleren Schritts, als ich es früher hoffen durfte, entgegen. Habe ich das Glück, Sie im nächsten Sommer in Hofwyl zu umarmen²⁾, so seze ich Ihnen mündlich den ganzen Plan auseinander, in dem Sie eingeladen sind, mit Ihrem besten Freunde zu der Direktion einer Erziehungsanstalt zusammenzutreten, wie noch keine existierte, einer Er-

¹⁾ Vgl. dagegen R. Schöni, Der Stifter von Hofwyl, Leben und Wirken Fellenbergs, herausgegeben vom Festcomité auf die hundertjährige Jubiläumsfeier, S. 14.

²⁾ Stapfer kam im Sommer 1812 nach der Schweiz, besuchte natürlich auch Fellenberg, und sie sahen einander sogar öfters; doch kam der Plan, von dem hier Fellenberg spricht, nicht zur Ausführung. Siehe Quellen zur Schweizergeschichte, Aus Ph. Alb. Stapfers Briefwechsel, XII, 76.

ziehungsanstalt, wie die Bedürfnisse unserer Familien, unseres Vaterlandes und der Menschheit sie übereinstimmend erheischen — gienge es meinem Wunsche gemäs, so würden Sie sich, nebst Ihrem Antheil an der Direktion des ganzen, mit der besonderen Führung eines Zweiges derselben in Jegistorf oder Reichenbach oder Hindelbank beladen. Stimmt Sie mit Ihrer Gemahlin dazu, so würden wir dann schon für das weitere sorgen — nemlich für die Aussöhnung mit den Partheien u. s. w. aber die Sache *muss* noch ein Geheimniss unter uns bleiben. Wer nicht in meinem vertrauten Kreise lebt und die Gründe nicht genau kennt, von welchen meine Hofnungen ausgehen, der würde meine Pläne jetzt noch der thörichtesten Projectmacherei beschuldigen und der herrschenden Welt würden sie vielleicht missfallen. Nach und nach aber wird sich auch diess geben und das zwar bald; aber lassen Sie uns indessen mit der Publicität *sorgfältig* verfahren, auf dass der Götze des Tages ja keineswegs gestossen werde; ich erschrecke desswegen beinahe über die projectierte Erscheinung in den „Annales de l'éducation“¹⁾; tragen Sie ja Sorg, dass da nichts Anstössiges, nichts allzu Auffallendes zum Vorschein komme. Meine Mitbürger von Bern wenden sich je mehr und mehr zu meiner Erziehungsanstalt, des Schultheiss

¹⁾ „Les Annales de l'Education“ wurden von François Pierre Guillaume Guizot (1787—1874), dem bekannten französischen Staatsmann und Schriftsteller, der damals Hauslehrer bei Stapfer war, und F. Pauline de Meulan, des Vorigen spätere Gemahlin, und Michel Friedländer (1769—1824), Arzt und Publizist, herausgegeben. Ueber Pauline de Meulan siehe Biographie universelle, LXVI, 293—296, über Friedländer ebenfalls LXIV, 514; vergl. auch Quellen zur Schweizergeschichte, XII, 67, und „Monsieur Guizot dans sa famille et avec ses amis“, Paris, Hachette, 1880, S. 35 ff., und Sainte-Beuve in der Revue des Deux-Mondes, 15. Mai 1836.

Freudenreichs¹⁾ Gross-Sohn, ein sehr vielversprechender Knabe — ist bereits mit meinen Kindern vereint.

Sollten Sie irgendwo ein zum Erziehen und Unterrichten ausgezeichnet tüchtiges Subject entdecken, so machen Sie mich doch ja damit bekannt.

Ich bitte Sie, mir gelegentlich zu einem Exemplar von Sieye's *Opinion sur la constitution* und zu seiner *Opinion sur le jury constitutionnaire*²⁾ zu verhelfen.

Ist es wahr, dass Sie Erbschaftsverdriesslichkeiten mit dem L. A. v. Wattenwyl³⁾ gehabt haben?

Lassen Sie sich unsere gemeinschaftliche Angelegenheit immer bestens empfohlen seyn.

Ist Hr. Villers⁴⁾ noch in Frankreich?

¹⁾ Christoph Friedrich Freudenreich (1748—1821), Schultheiss. Siehe *Berner Taschenbuch* 1853, S. 223.

²⁾ Emanuel Joseph Sieyès (1748—1836), franz. Publizist und Staatsmann, dessen am 20. Juli und 5. August 1795 gehaltene Reden: „*Opinion sur la constitution de 1795 prononcée à la Convention*“ und „*Opinion sur le jury constitutionnaire*“, auch im Druck erschienen waren. Siehe *Biographie universelle*, LXXXII, 214—232.

³⁾ Fellenberg irrt sich hier; nicht L. A. von Wattenwyl, sondern Niklaus Rudolf von Wattenwyl (1760—1832), Schultheiss der Stadt und Republik Bern, Landammann der Schweiz und General der eidgenössischen Truppen, war im Spätjahr 1811 in Erbschaftsangelegenheiten in Paris gewesen, da die Grossmutter seiner Gattin und die Stapfers, Mad. Gastebois, gestorben war. Siehe Edm. Stapfers jüngst erschienene vorzügliche Monographie „*Le château de Talcy*“, Paris, Fischbacher, S. 152; E. v. Fischer, *Nikl. Rud. v. Wattenwyl*, S. 201.

⁴⁾ Charles François Dominique Villers (1767—1815), französischer Schriftsteller, Professor in Göttingen und Freund Stapfers. Siehe *Biographie universelle* (1. Aufl.), XLIX, 69, und *Quellen zur Schweizergeschichte*, XI und XII passim.

XIII.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 23. April 1814.

Theurster Freund! Wir müssen uns zur Rettung des Vaterlands vereinigen. Usteri ¹⁾, Schnell ²⁾ und Rengger ³⁾ sagen mir, Sie seyen von allem unterrichtet. Graf Sievers ⁴⁾ und Pictet ⁵⁾ werden Ihnen dasjenige mittheilen, was ich Ihnen anvertrauet habe. Milde kann uns in dem vorhandenen Fall nur verderben. Die Mittel, die bisdahin immer und immer wieder dazu missbraucht wurden, um unser Heil zu untergraben und unser Vaterland zu zerstören, müssen durchaus den verbrecherischen Händen ⁶⁾, in welchen sie blos zu unserem Verderben gereichten, entrissen werden.

Die Bekanntschaft des Grafen Sievers, der Ihnen diese Zeilen überreichen wird, wird Sie sehr erfreuen. Zählen Sie auf mich, wie ich auf Sie.

¹⁾ Paul Usteri (1768—1831), zürcherischer Staatsmann. Siehe Konrad Ott, Das Leben von P. U. Trogen, Schläpfer, 1836; auch Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer.

²⁾ Samuel Schnell, Professor in Bern. Siehe Einleitung.

³⁾ Albrecht Rengger (1764—1836), Arzt, Geolog und Staatsmann. Siehe F. Wydler, Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, 2 Bände, Zürich, Schulthess, 1847.

⁴⁾ Ein deutsch-russischer Graf.

⁵⁾ Dr. Charles Pictet de Rochemont (1755—1824), Agronom und Diplomat in Genf, hat viel über Fellenbergs Institute, namentlich über seine Armenschulen geschrieben. Siehe A. de Montet, Dictionnaire biographique des Genevois et Vaudois, II, 298.

⁶⁾ Bezieht sich wohl auf die damalige Bernerregierung, die am 23. Dez. 1813 die Mediationsregierung gestürzt hatte. Siehe Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte, II, 414 ff.; Hodler, Geschichte des BernerVolkes, I, 694.

Ihre Briefe würden mir unter der Adresse des Hrn. Benedict Vischer ¹⁾ in Basel wohl am sichersten zukommen.

XIV.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 4. Mai 1814.

Sie empfangen diese Zeilen durch einen der brävsten Männer, die ich kenne, Hrn. B^t Vischer von Basel, ein grosser Handelsmann; er wird Ihnen unseren Jammer mittheilen; meine Mitbürger überschreiten mit ihrer Elendigkeit alles, was ich von ihrer Seite für möglich hielt. Werden ihre Umtriebe immerfort, wie bissdahin begünstiget, so gehen wir unserem gänzlichen Verderben geradezu entgegen, und die Schweiz wird den alliirten Mächten nur zur unvergänglichen Makel, ihre Glorie zu befleken, dienen können.

— Lassen Sie ja nichts unversucht zu unserer Rettung.

XV.

Ph. Alb. Stapfer an Karl Victor von Bonstetten.

[Belair 1815/1816].

En m'accusant de paresse, vous êtes injuste sans le savoir, ou, si vous aimez mieux ce tort-là, vous me faites beaucoup trop d'honneur. Vous n'avez pas d'idée, combien l'écriture m'est pénible depuis quelque temps. Je ne puis me débarrasser d'un rhumatisme que j'ai au bras droit et qui ne me quitte que lorsque la migraine me visite. Ajoutez à cela que je ne puis écrire à la

¹⁾ Benedict Vischer (1779—1856), Rathsherr in Basel, Stifter und Präsident einer landwirthschaftlichen Armenschule. Siehe Vaterländische Bibliothek in Basel, Meyer-Kraus, Manuskript-Sammlung.

lumière, mes yeux ayant dégénéré dans la proportion de l'accélération du mouvement sur le plan incliné de la vie par 1, 3, 9, 27 dans le nombre d'années que j'ai labourées; que je travaille tout le jour avec mes fils qui n'ont d'autre précepteur que moi, et que mes devoirs de père de famille m'imposent beaucoup de griffonage obligé, et vous me donnerez l'absolution de lambinerie [!], surtout vous n'attribuerez pas mes péchés épistolaires à un défaut de tendresse pour mes amis ou de désir de me rappeler plus souvent à leur souvenir. Si vous voyiez ma sœur¹⁾, elle vous porterait des plaintes amères sur ma négligence; elle vous dirait que je vous écris tout aussi fréquemment qu'à elle, et elle aurait raison; elle ajouterait que je pourrais écrire plus souvent, et elle aurait tort.

Vous me demandez, mon cher Monsieur, le résultat de mes réflexions sur l'éducation bernoise. C'est la matière d'un volume, et bien que je n'aie jamais abandonné l'idée d'offrir à ma nation ce que les positions où je me suis trouvé, m'ont mis à même d'observer sur l'état moral de mes compatriotes²⁾, il me serait impossible, dans ce moment, de rédiger mes idées ou d'arranger mes matériaux. Mais lors même que je pourrais me livrer à ce travail, je ne crois pas que le vôtre y gagnât la moindre chose. Je me flatte, qu'ayant également à cœur le progrès de la moralité et des lumières, et ayant eu à peu près les mêmes chances d'expérience, nous nous rencontrerions sur tous les points cardinaux. Mais ce qui, dans cet instant et relisant les excellents conseils que vous donnez p. 105 s. et p. 124³⁾, surtout ce que vous dites

¹⁾ Nämlich Frau Prof. Samuel Schnell.

²⁾ Ist nicht zu Stande gekommen.

³⁾ Bezieht sich unzweifelhaft auf Bonstättens 1815 erschienene Schrift „Pensées sur divers objets de bien public“, in der er sich namentlich auf S. 105—180 mit Erziehungsfragen beschäftigt.

relativement à la funeste cessation de toute instruction au sortir de la jeunesse, me frappe plus particulièrement comme principes de mal ou comme obstacles au succès des remèdes, c'est la constitution politique de Berne et la barbarie du jargon natal jointe à une existence d'amphibie entre la civilisation française et la civilisation allemande, deux plaies de notre organisation morale aussi funestes que profondes que personne ne peut indiquer et sonder aussi bien que vous, sans trop faire crier le malade et avec quelque espérance de lui ouvrir les yeux sur son danger. Vous êtes issu d'une des plus illustres familles Bernoises, et on ne pourra dire, que c'est la jalousie, l'envie, l'ambition, le Jacobinisme, tous ces mots d'ordre si commodes pour repousser l'examen et le raisonnement, qui vous font parler. Vous êtes au rang des bons écrivains français et des auteurs distingués de l'Allemagne, et on ne pourra surtout vous accuser de prévention contre la littérature française. Je suis convaincu, que, d'un côté le mode et les chances d'avancement dans la carrière civile, qui n'étaient pas tant les effets nécessaires de la forme du Gouvernement que les suites inévitables d'une mauvaise direction imprimée aux développements de cette forme, d'un autre côté, l'isolement intellectuel où nous plaçaient nos occupations littéraires, nos fonctions publiques, notre langage, nos amusements même, flottants entre notre dialecte, les langues et les littératures de nos voisins, sans tenir solidement à aucune, sans en tirer par conséquent des sucs nourriciers et fortifiants en assez grande abondance et avec une régularité vivifiante, je suis convaincu, dis-je, que ces deux circonstances ont exercé l'influence la plus nuisible sur tout notre système intellectuel et social, et nous ont empêchés d'exploiter les moyens que la nature a prodigués à la race de l'Üchtland. Qu'est-ce qui constitue,

qu'est-ce qui entretient la vie morale d'un peuple ou d'une classe d'hommes, qu'est-ce qui en règle, en anime le mouvement en exalte ou ralentit l'activité, en affermit ou en énerve les ressorts ? Ce sont, incontestablement, la nature, le nombre, la variété des intérêts qui l'occupent, le degré d'industrie et d'efforts que leur poursuite ou leur maintien exigent, les habitudes qu'ils provoquent, qu'ils nourrissent, les sentiments qu'ils font naître ou prédominer. D'où vient notre oisiveté, notre corruption sans élégance de mœurs, notre grossièreté si souvent dépourvue d'énergie et de véritable franchise, cette *brutalité de sens commun* que Molière attribue à M. Purgon, et qui n'a pas sauvé la régence bernoise des plus lourdes sottises, cette absence de talents administratifs et d'habileté politique que la révolution est venue révéler à l'Europe étonnée d'une manière si désastreuse et que les années 1813 et 14 ont mise à nu dans une étendue plus déplorable, dans une nullité plus honteuse encore ? Pourquoi les hautes classes de la nation se sont-elles montrées si indignes d'être à la tête de cette nation brave et généreuse ? Mais je demanderai plutôt : comment aurait-on pu, dans cet ordre de choses, s'attendre à d'autres résultats ?

On ne renonce pas impunément aux bienfaits, aux lois de la nature, aux moyens les plus efficaces de perfectionnement moral qu'elle nous ait départis. En Angleterre, en Allemagne, en France, un gentilhomme ne peut sortir des rangs et s'élever à des places supérieures qu'en se distinguant par son mérite ou des qualités brillantes. Les exemples d'élévation dûs uniquement à la faveur ou au hasard ne sont que des exceptions à la règle et infiniment plus rares qu'on ne le suppose. La règle dans nos Aristocraties était, qu'il suffisait de porter un certain nom pour avoir des droits aux plus grands hon-

neurs et aux places les plus lucratives ¹⁾. Sans concurrence, partant sans travail et sans efforts, les patriciens se voyaient en possession des emplois civils et des régiments au service étranger. Dans nos cantons démocratiques ²⁾ la souplesse, une popularité corruptrice et corruptible, dans les cités souveraines une soumission sans réserve à la routine et aux maximes traditionnelles, le soin extrême d'éviter toute apparence d'un esprit indépendant ou de tendance à des projets de réforme, un dévouement adulateur pour quelque matador des conseils et pour les intérêts des familles prépondérantes, étaient pour ceux dont la position favorisait l'ambition plus relevée, les moyens les plus sûrs de la satisfaire, pour les hommes d'un rang inférieur et les individus *minorum gentium* les principaux moyens d'avancement, et, dans les deux situations, des ressources meilleures, de plus puissants leviers que l'application, l'esprit, l'instruction, les talents qui dans les monarchies élèvent les cadets de famille au-dessus de leurs aînés et qui fraient aux hommes, nés dans l'obscurité, le chemin de la puissance et des richesses. L'amour des arts et des sciences, les travaux littéraires qui occupent ailleurs les hommes nés dans l'aisance, mais exclus de fonctions publiques, et qui leur font dédaigner les plaisirs de la fainéantise ou d'une sensualité grossière, n'existaient en Suisse nulle part qu'à Zurich. On ne m'objectera pas nos clubs d'hommes, nos sociétés ou cabinets de lecture. Offraient-ils un centre de réunion pour des entretiens guidés par le goût et les convenances, animés par un mouvement d'idées intéressantes, par cette critique spirituelle et raisonnée des

¹⁾ Vergl. Tillier, Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern, V, 330 ff. ; E. Blösch bei Hilty, Politisches Jahrbuch 1889, S. 150.

²⁾ Vergl. Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte der schweizer. Demokratien, 2. Theil, I, 113—130.

productions nouvelles, des objets de l'attention publique, qui, quoique légère et frivole, fait même dans les petites villes de plusieurs pays de l'Europe le fond de la conversation et habitue les jeunes gens à une élocution souvent élégante, toujours nette et facile? Et comment ces discussions sur des matières d'arts et de littérature qui sont un complément nécessaire de l'éducation savante et qui préviennent l'engourdissement intellectuel chez les gens du monde, auraient-elles pu naître parmi nous? Nous ne parlons avec plaisir que de ce que nous connaissons, de ce qui se rattache à des intérêts nationaux, à nos besoins moraux, à nos relations sociales. Sous tous ces rapports la littérature allemande, celle qui aurait dû être la nôtre, se trouver en contact habituel avec nos réflexions, nos amusements, nos épanchements, était pour nous une plante presque aussi exotique que la littérature française; plus étrangère même aux hommes du monde que cette dernière, elle n'était pour les autres classes, ni vraiment indigène, ni proprement nationale, ni en contact avec nos rapports et les objets ordinaires de nos pensées. Or il ne peut échapper à tout homme qui a réfléchi sur les organes et la marche de la culture morale au sein des nations les plus estimables, soit anciennes, soit modernes, quelle triste position c'est pour une peuplade de se trouver placée en dehors, pour ainsi dire, du progrès des idées et de la langue du peuple auquel elle tient par son origine; c'est être mis hors de la loi de la civilisation; c'est une branche qui n'est point ou qui n'est que mesquinement alimentée par la sève du tronc auquel elle appartient. J'entends d'ici nos oracles du gros bon sens bernois vanter l'ignorance qui n'a pas empêché nos ancêtres de commander le respect et de s'assurer une existence aussi heureuse qu'honorable. Mais ces ancêtres n'étaient guère plus ignorants que le reste

de leurs contemporains. Voulez-vous donc vous isoler au milieu de l'Europe et former une espèce d'oasis barbare ? D'ailleurs qu'elle différence ! Rendez-nous la simplicité de mœurs de nos ancêtres, leur énergie, les grands intérêts qui les tenaient en haleine, les dangers, les entreprises, les querelles même qui demandaient de l'activité, de la vigilance, des efforts et qui donnaient de la vigueur aux caractères, de l'élévation aux sentiments. Et quels étaient les intérêts qui avaient remplacé d'aussi puissants, d'aussi vigoureux ressorts ? Le petit manège de la maison de ville, des soins d'augmentation de fortune et des jouissances sensuelles. Le service étranger, école de luxe, de besoins factices et de corruption, la poursuite de places dans l'administration, quelques spéculations de lucre, comme par ex. le commerce des vins, et, pour aliment de la vie intellectuelle, des lectures d'amusement, la plupart de livres français, faites sans but, sans plan, et sans prendre de véritable intérêt aux progrès des lumières et des institutions utiles : voilà quelles étaient les forces motrices de notre existence morale, les aliments de facultés qui ne sommeillent jamais impunément. Ajoutez à tout cela l'action de deux ressorts inhérents aux aristocraties, d'un principe de conservation qui repousse toute innovation comme ennemi du gouvernement et d'une jalousie qui tient à l'égalité de droits et de prétentions entre les patriciens et qui sert encore à renforcer l'horreur des changements et des progrès dans les idées et dans les institutions. Ces deux ressorts, excellents à l'époque de la fondation de ces états, de leurs premiers développements et de leur lutte avec les ennemis extérieurs dans les temps orageux, deviennent, dans les jours de calme et dans la progression des idées sociales, au milieu des classes sujettes et des nations voisines, des germes d'affaiblissement et des instruments de ruine.

Les hommes supérieurs sont forcés de s'effacer, pour ainsi dire, et de voiler leurs moyens, ou de les dépenser en petite monnaie, en petites menées de maison de ville, sous peine d'être éloignés et décriés par la médiocrité jalouse ou la sottise alarmée. Je me rappelle avoir entendu raconter à mon père que feu M. Tschiffeli ¹⁾, le fondateur de la Société économique de Berne, avoit coutume de dire à ses amis: „Wenn z'Bern öper uf ene Bogen Pappyr (il s'agit de l'épaisseur) stygt, so chunt alles mit Stangen, um ne abez'jagen.“

Bien loin de s'étonner de la stérilité morale, de la pénurie d'hommes distingués que les derniers temps ont si tristement promulguées, on a lieu d'être surpris qu'au milieu de pareils éteignoirs elles n'aient pas été plus grandes encore. Dans une pareille atmosphère tout doit languir ou s'étioler. Pourquoi cependant Berne a-t-elle échappé au sommeil léthargique de ses sœurs de Lucerne, Fribourg et Soleure? Pourquoi le corps politique y a-t-il conservé de la dignité, de la vigueur et moins d'éloignement pour des essais d'amélioration en tout genre? Indépendamment du protestantisme je crois (et je me rappelle d'en avoir fait faire la remarque à M. de Watteville dans la discussion qui eut lieu en 1803 devant Buonaparte sur les bases de l'acte de médiation ²⁾) que nous en avons l'obligation au mode de renouvellement du grand conseil. Tandis que, dans d'autres

¹⁾ Johann Rudolf Tschiffeli (1716—1780), der bekannte Agronom. Siehe Sterchi in Sammlung bernischer Biographien, I, 285—299.

²⁾ Niklaus Rud. v. Wattenwyl (1760—1832), Schultheiss von Bern und Landammann der Schweiz. Weder E. F. v. Fischer, Erinnerungen an Niklaus Rudolf von Wattenwyl, S. 53, noch Tillier, Geschichte der helvetischen Republik, III, 352—353, noch C. von Muralt, Hans von Reinhard, S. 130, noch Correspondance de Napoléon I, 8, pièce 6560, noch auch Stapfer, Mélanges philosophiques, littéraires, historiques et religieux, I, 537 ff., erwähnen dieses speziellen Vorfalles.

cantons, les conseillers étaient remplacés à fur et mesure des vacances et que ce remplacement goutte à goutte formait une espèce de stalactite immuable et inaccessible aux rayons du soleil, les 80 à 90 jeunes gens, qui, au bout de dix ans, entrèrent à la fois dans le Gouvernement, portaient avec les idées d'une génération nouvelle et le désir de jouer un rôle une nouvelle masse de sang dans le corps politique, prévenaient cette torpeur, cet engourdissement qui appesantissaient leur sceptre de plomb sur les sénats du voisinage. Pourquoi y avait-t-il à Zurich plus d'amour du travail, plus d'activité intellectuelle, plus de mouvement dans les idées? Ne pensez-vous pas, qu'il faut, pour rendre compte de cette différence dans la culture d'esprit de deux cités si semblables sous tant de rapports, avoir encore recours à l'influence de ce principe démocratique, véritable anti-septique du corps social qui à Athènes, à Florence, à Rome, à Londres, et au sortir de la Ligue et de la Fronde en France a produit tout ce qui fait l'honneur, la dignité et les délices de notre race? Il est vrai que Zurich doit sans doute aussi une partie de ces avantages au voisinage de l'Allemagne et au règne moins partagé de la langue germanique, tandis qu'à Berne notre civilisation était un véritable produit *métis* qui réunissait tous les inconvénients de celles de nos voisins, le défaut de solidité qu'on reproche à ceux de l'ouest et la pesanteur allemande; il en résultait une existence morale d'amphibie qui nous privait du bienfait inappréciable d'une culture d'esprit indigène et profonde tenant par ses racines aux véritables éléments de toute affection durable, de tout intérêt puissant.

Au fait, au fait, direz vous comme le juge aux plaideurs. Voici le fait. Je pense qu'il n'y a que deux remèdes d'un effet radicalement salutaire à appliquer aux

plaies que tout bon esprit sans prévention doit reconnaître dans notre état moral. Je crois que le premier, le plus urgent de tous, serait de renoncer franchement à cette existence louche, ambiguë, flottante entre deux civilisations (*l'isthmus of a middle state* de Pope) ¹⁾, et de nous attacher fortement, intimément, par tous les points, à l'idiôme, à la littérature, au système intellectuel du peuple allemand en épurant notre jargon, en le remplaçant peu à peu par la langue écrite, en nationalisant chez nous son usage et ses productions. Je n'ignore pas, quels obstacles s'opposent à son introduction dans la vie ordinaire. Mais pourquoi ne parviendrait-t-on pas à opérer ce qui s'est fait partout ailleurs, dans des villes tout aussi accoutumées à leur dialecte provincial et moins distinguées que Berne par l'instruction et les lumières? Vous vous rappelez peut-être ce que M^{de} Harmes ²⁾ nous dit de la manière dont une révolution toute pareille et plus violente peut-être, (puisque le plattdeutsch diffère plus du bon langage que notre idiôme ne diffère de celui de Luther,) se fit à Hanovre où on l'avait longtemps cru impossible. En attendant qu'une réunion de personnes instruites, courageuses et influentes puisse déterminer par l'ascendant de leur exemple une révolution salutaire, pourquoi ne commencerait-on pas au moins à se servir de l'allemand dans les discussions publiques de tout genre? Je sais bien qu'une tournure trop germanique, un imparfait, une expression d'origine littéraire, un accusatif qui n'aurait pas été un solécisme (*i bitte der Herr N.* au lieu de *den*) aurait discrédité l'avis le plus sage, qu'un son guttural, un qui n'eut pas *ch* raclé le

¹⁾ Alexander Pope (1688—1744), bekannter englischer Dichter. Siehe Allibone, A critical Dictionary, II, 1624—1639.

²⁾ Als Fräulein Berlepsch Jugendfreundin Stapfers und Bonstettens.

gosier de la manière la plus orthodoxe, aurait marqué du sceau de réprobation le plus beau discours, démonétisé les meilleurs termes, aurait paru nous jetés hors de la route du bon sens et nous rendre infidèle aux maximes de nos pères. Mais, aujourd'hui, que les oreilles ont été violées de tant de manières par des sons étrangers, et des propositions étranges, il devrait être moins difficile d'introduire des nouveautés raisonnables avec quelque succès.

Il n'en est pas de même de l'autre moyen curatif, nécessaire à notre régénération, l'essai de rapprocher des formes populaires tout le mouvement de notre machine politique, non pas seulement en théorie par un chiffon qu'on appellera constitution, acte de médiation, charte ou comme on voudra, et qui sera une amusette, un leurre, un programme de pantomime, mais par une franche association des notables éclairés et probes à l'exercice de l'autorité dans toutes les branches de l'établissement public. Je l'ai dit dans un ouvrage, ¹⁾ où je me suis plu à rendre justice aux grandes et belles qualités de l'immense majorité de nos anciens gouvernants. Les aristocraties qui reposent sur un système d'exclusion soit légale soit de convention tacite, sanctionnée par l'usage, sont d'excellentes formes de gouvernement pour assurer le bien-être physique de l'homme. Ces gouvernements sont doux et paternels; ils donnent à leurs sujets tous les soins que l'économe prudent et humain a pour son troupeau; les impôts y sont nuls ou modérés, et la sûreté des personnes et des propriétés y est moins

¹⁾ Voyage pittoresque de l'Oberland bernois ou Description de l'Oberland, accompagnée de notices historiques, Paris chez Treuttel et Würtz, 1812, ein vortreffliches, aber seltenes Buch, da es 72 Fr. kostete. Siehe R. Luginbühl, Ph. Alb. Stapfer, S. 485 ff.; auch Quellen zur Schweizergeschichte, XII, 70 ff.

fréquemment violée que sous tout autre régime¹⁾. Mais si le matériel de l'homme se trouve bien de cette forme de gouvernement, il n'en est pas de même de son moral. Il s'y sent perpétuellement humilié; les âmes fières sont blessées, les âmes vulgaires se dégradent. Pour ennoblir l'homme, il faut le rehausser à ses propres yeux.

XVI.

Karl Schnell an Ph. Alb. Stapfer.

Zürich, den 31. Juli 1816.

Heute, mein hochverehrter und inniggeliebter Herr und Freund, erhalte ich Ihre Zuschrift vom 24. dieses, und am 29. ist die Angelegenheit wegen der Medaillen bereits von der Tagsatzung behandelt worden. Bei diesem Anlass haben denn verschiedene Stände Medaillen für einzelne Individuen ihrer Kantone verlangt, abgesehen ob selbige zu den vier Schweizerregimentern in französischen Diensten gehörten oder nicht; Bey diesen einzelnen Reklamationen ist es auch gewesen, dass sich Hr. Landammann Müret²⁾ für Hr. de Lom verwendet hat. Andere Stände wollten sich nicht vom Grundsatz der Institution dieser Medaillen entfernen „die blos für die „treuen Schweizerregimenter in franz. Diensten gestiftet „worden seyen“. Die Versammlung beschloss mit 16 Stimmen: es sollten dieselben *ausschliesslich den Schweizer-*

¹⁾ Vgl. Zschokke, Historische Denkwürdigkeiten aus der helvetischen Staatsumwälzung, II, 79; C. Meiners, Briefe über die Schweiz, I, 184, 257, 265; II, 128; IV, 42; C. V. von Bonstetten, Neue Schriften, III, 82; IV, 183; Karl Spazier, Wanderungen durch die Schweiz, S. 389; Briefe eines Sachsen aus der Schweiz, II, 169, von denen einige neben der Staatsform dem Protestantismus den blühenden Wohlstand Berns zuschreiben.

²⁾ Jules Nicolas Emanuel Muret (1759—1847), Landammann des Kantons Waadt. Siehe Secretan, Galerie suisse, II, 257; Montet, Dict. biogr., II, 219.

regimentern zukommen und die *Reklamationen* der Betreffenden dem *Vorort* eingereicht werden ¹⁾. Bey dieser Bewandniss der Sache wird Hr. de Lom am besten thun, sich direkt an's *Vorort* zu wenden, und die Medaille aus Grund nachzusuchen, weil er vormals als *Offizier im vierten Regiment* angestellt gewesen sey etc. etc. Herr Bürgermeister Zimmermann ²⁾ lässt sich Ihnen auf's angelegenste empfehlen und trägt mir auf, Sie in seinem Nahmen zu versichern, dass, wenn Ihre Zuschrift ihm vor Behandlung dieser Sache bekannt geworden wäre, er sein Möglichstes gethan haben würde, das gewünschte Resultat zu erzielen, er glaubt indess nicht, dass seine Schritte eine Veränderung der Meinungen hätten hervorbringen können. Jetzt hält er ebenfalls den angegebenen Ausweg für den zweckmässigsten. Hr. Landammann Müret, den ich heute gesprochen habe, sagte mir, er habe den Beschluss der Tagsatzung bereits nach Paris überschrieben. Soviel vorläufig; kan ich Ihnen späterhin irgend etwas von daher in Zürich besorgen, so bitte ich Sie, mir es zu melden, ich werde jeden Auftrag so gut exequiren, als es in meinen Kräften steht.

Es war mir äusserst angenehm, einen Brief von Ihnen, hochverehrter Herr, zu erhalten; was ich für Sie und Ihre Familie fühle, kan ich Ihnen nicht ausdruken; aber Gott bewahre mich vor einer solchen Anmassung, zu verlangen, dass Sie bey Ihren Übeln mir meine Briefe jedesmal beantworten sollten! Erlauben Sie mir, Ihnen von Zeit zu Zeit melden zu dürfen, wie sehr ich Sie und die Ihrigen liebe und hochachte, so bin ich herzlich zufrieden.

¹⁾ Siehe Repertorium der Abschiede der eidgen. Tagsatzungen 1813—1848, II, 183.

²⁾ Nämlich von Zürich.

Hans ¹⁾ hat mir den Verkauf Ihres Landguts in der That angezeigt, wie ungemein freue ich mich auf Ihren Besuch in Aarau! wie sehr wünsche ich, dass Frau Stapfer ²⁾ sich in der deutschen Schweiz gefallen möge! Wenn nur die ersten Impressionen, die der Eintritt für Sie haben muss, nicht nachtheilig auf die ganze übrige Zeit einwirken.

Jeder Brief des guten lieben Bruder Hans ertönt von Ihrem Lob; er hat mir kein Wort gesagt, dass er bisweilen *contre gré* in Gesellschaft gekommen sey, was mich sehr wundert; er vertraut mir sonst alles, was ihm vorkömmt; es scheint mir, Sie haben ihm die grosse Aversion gegen alle und jede Cirkel zu benehmen gewusst, was an das Wunderbare gränzen würde.

Von unserer Tagsatzung kan ich Ihnen wenig Erbauliches sagen; Sie kennen selbige seit längerer Zeit und genauer. Wie Sie wissen, soll jeder Canton seine Verfassung ins Bundes-Archiv niederlegen. Bey einer jüngsthin vom Vororte ergangenen Mahnung an den Stand Bern und die übrigen Stände, die diesem Artikel noch kein Genüge geleistet haben, erwiderte ersterer: es habe sein hoher Stand seine Verfassung nicht gemacht, wie andere Stände; sie bilde eigentlich kein aus sich selbst bestehendes Ganzes, sondern sie sey nur stückweise, nach und nach gemacht worden; diese Bruchstücke werde er zur Hand bringen. Ich bin im voraus versichert, dass die Versammlung dieselben ohne Bedenken abnehmen wird! In den Berathungen, Abstimmungen herrscht eine sündhafte Unordnung, die dann oft auf eine schalkhafte Weise missbraucht wird.

¹⁾ Hans Schnell (1793—1865), Dr. med. und Professor der Naturwissenschaften, der „Löwe von Münsingen“, Neffe und später Schwiegersohn von Prof. Samuel Schnell. Siehe Ed. Blösch l. c. S. 21; Berner Taschenbuch 1869, S. 346.

²⁾ Frau Stapfer war eine geborne Vincent aus Paris.

XVII.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 23. December 1816.

Es gereicht mir zu wahrer Freude, mein verehrter Freund, zu vernehmen, dass Sie wohl in Paris angekommen sind ¹⁾!

Darf ich Sie bitten, mich im Vertrauen wissen zu lassen, was auf Hr. v. Uechteritz, sächsischem Gesandten in Paris und auf seinen zwei Söhnen, die meiner Erziehungsanstalt durch Hrn. Zange angetragen sind, zu halten ist? Sie wissen, dass ich für meine Zwecke nur sittenreine und fehige Knaben annehmen darf ²⁾. Zudem darf ich mich *jezt* mit keinen Ausländern mehr einlassen, die Aufopferung von mir erheischen würden, da ich gegenwärtig für die armen Schweizercantone sehr grosse Aufopferung machen muss.

Was halten Sie auf der geographischen Charte von H. Brue ³⁾ in Vergleichung mit der Charte von Europa von Lapie?

Vergessen Sie doch meine Unternehmung nicht, falls Sie tüchtige Mitarbeiter entdeckten, die geeignet wären, sich mit uns zu unserm Zwecke zu verbinden.

XVIII.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 14. Febr. 1817.

Was Sie mir von Ihrer Gesundheit sagen, geht mir recht sehr zu Herzen, mein verehrter Freund! Hoffent-

¹⁾ Stapfer war im Sommer 1816 wieder in der Schweiz gewesen.

²⁾ Ist nicht immer geschehen. Vergl. Rob. Schöni l. c. S. 82.

³⁾ Etienne Hubert Brué (geb. 1786), Geograph und Kartograph. Von ihm erschien 1816 ein „Atlas universel“ in 40 Blättern. Siehe Biographie universelle, LIX, 333.

lich wird auch Ihnen eine neue Witterungsepoche, wie wir sie uns versprechen, wohlthun.

Lassen Sie mich doch wissen, was auf einen Grafen Louis de Villeveille ¹⁾ aus Nîmes zu halten ist? er weis so vieles von Paris zu erzählen, dass mann ihn dort mit seiner Wohlberedenheit auch kennen muss.

Genehmigen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre Theilnahme an meiner Unternehmung. Lassen Sie sich die Bedürfnisse derselben stets bestens empfohlen sein. Ihre Vorschläge für die zu besetzenden Lehrstellen werde ich auf jeden Fall mit vielem Dank empfangen. Es geht übrigens immer besser bei uns. Ich umarme Sie in Gedanken von ganzem Herzen

XIX.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 20. März 1817.

Ich weis Ihnen unendlich Dank für Ihre gütige Theilnahme an meinen Bestrebungen. Es kommt mir vor, der Hr. Revel sollte unsern nächsten Bedürfnissen am besten entsprechen können, da seine Aussprache, wie Sie sagen, gut ist; denn dies ist für seine Aufgabe wesentlich, und da er deutsch lernen will[!]; nur hätte ich die Bedinge kennen mögen, unter welchen er zu uns kommen wollte, und auf wie viel Unterrichtsstunden wir von seiner Seite zählen könnten. Je bald er kommen würde, desto lieber würde es mir sein. Es scheint, wir

¹⁾ Von diesem Grafen Louis de Villeveille, der im Auftrag des französischen Ministers Richelieu drei Jahre in Hofwyl zubrachte, erschien dann 1821 in Genf die Schrift: „Des instituts de Hofwyl, considérés plus particulièrement sous les rapports qui doivent occuper la pensée des hommes d'Etat“, welche von Ferrario ins Italienische und von Greaves ins Englische übersetzt wurde. Siehe R. Schöni l. c. S. 66 und Hamm l. c. S. 38.

sollen zu der Realisierung der Idee des heiligen Bundes dienen.

Ich habe Ihnen darüber merkwürdige Mittheilungen zu machen. Zwei Prinzen Suwaroff und zwei Prinzen Wolkonsky ¹⁾ sind bereits von Russland aus dazu bestimmt; andere sollen der bereits ernannten griechischen Capelle folgen, um mit Oestreichern, Preussen u. s. w. bei uns zur Handhabung der Eintracht u. s. w. erzogen zu werden. Dies jedoch einstweilen unter uns, so bald wie möglich schreibe ich Ihnen ausführlicher, um Sie noch über manches um Rath zu fragen; ich bin jezt unmässig beschäftigt.

XX.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 1. December 1818.

Mit innigster Theilnahme an allem, was Sie betrifft, habe ich von Zeit zu Zeit die Versicherung erhalten, dass Sie mich und meine Bestrebungen nicht vergessen, möchten Sie mir doch auch einige tüchtige Mitarbeiter zu diesen empfehlen können, denn zu der sehr grossen Zahl angebotener Zöglinge gebricht es immer noch an einer hinlänglichen Anzahl würdiger Erzieher, wesswegen ich dann auch genöthiget bin, viele der mir angebotenen Kinder abzulehnen, die ich aufnehmen würde, sobald ich zu ihrer Erziehung genugsame *zuverlässige* Hülfe wüsste. Für unsere vaterländische Zwecke ist meine Unternehmung als gelungen zu betrachten, obschon die

¹⁾ Der russische Kaiser Alexander I. interessirte sich sehr für die Fellenbergischen Institute und liess sich von Zeit zu Zeit darüber Bericht erstatten. 1816 hatte der Graf von Mostowsky einen „Rapport à S. M. Alexandre sur l'établissement d'Hofwyl“ in Genf im Druck erscheinen lassen.

Opposition in Bern sich immer gleich bleibt¹⁾; aber meine ärgsten Feinde geben mir von Jahr zu Jahr mit unbedingterer Hingebung ihre Kinder auf acht bis zehn Jahre; es befinden sich auf diese Weise nun schon 22 Bernerpatricier bei mir, die mir für die Zukunft unseres Vaterlands allerdings grosse Hofnungen gewähren, und meine eigenen Kinder sind völlig entschieden, in meine Fusstapfen zu treten und die Art, wie sie sich entwickeln, lässt mich dabei den besten Erfolg hoffen. Mitgehend theile ich Ihnen einige Bogen einer Schrift mit, die ich unter die Press bringen lies, weil ich hofte, Pestalozzi²⁾ in seiner Sache aufhelfen zu können, weil eine hinlängliche Anzahl verdienstvoller Männer mir dazu ihre Handbietung verheissen hatte, und die ich, nach dem Drucke der vier Mitgehenden Bogen, zurückzog, weil jene Männer mir nach Pestalozzis Verführung durch Schmid³⁾

¹⁾ Vergl. damit namentlich K. R. Papst, „Der Veteran von Hofwyl“, III, 10 ff., wo das Verhältniss Fellenberg zur Berner Regierung näher besprochen wird.

²⁾ Heinrich Pestalozzi (1746—1827), Pädagoge. (Siehe über ihn O. Hunziker, in dessen Geschichte der Schweizerischen Volksschule, II, 73—121.) Sein Verhältniss zu Fellenberg ist ausführlich besprochen in O. Hunzikers Schrift: Pestalozzi und Fellenberg, Langensalza, 1879.

³⁾ Pestalozzi hatte bereits eine Konvention mit Fellenberg unterzeichnet, laut welcher er wohl das Recht gehabt hätte, in einer der Anstalten als Vater des Hauses mit 100 Ldrs. Jahresbesoldung zu leben, aber nach welcher er doch in all' seinen wichtigen Entschlüssen von Fellenberg abhängig gewesen wäre. Das Misslingen der Vereinbarung schrieb letzterer hauptsächlich Pestalozzis Gehülfen und Mitarbeiter Joseph Schmid zu, weshalb er diesen in einer Schrift angriff. Hamm führt sie in seiner Biographie Fellenbergs unter dem Titel an: „Einige Worte über Pestalozzi, seine Gehülfen und seine Anstalt“ von Emanuel von Fellenberg, Aarau, 1818. Vergl. darüber namentlich die treffliche Schrift O. Hunzikers, Pestalozzi und Fellenberg, S. 48 und 58 ff., wo der Vertrag Fellenbergs mit Pe-

zu einigen unverantwortlichen öffentlichen Schritten erklärten, wie sie sich zurückziehen zu sollen glaubten; ich konnte sofort [!] durch die Verbreitung meiner Schrift bloß einreißen, ohne darauf zählen zu dürfen, wieder aufbauen zu können; dies wollte ich nicht, also zog ich meine Schrift, bloß zum Drittheil gedruckt, zurück.

Ich sende Ihnen ferner den Prospect einer Übersetzung des Goldmachedorfs von Zschokke ¹⁾, weil ich das Buch *gerade so* finde, wie Frankreich deren mehrere bedürfte, und weil die Übersetzer *Theilnahmswürdig* sind, so dass ich nicht umhin kan zu wünschen, dass ihre Unternehmung viele Theilnehmer finde. Ich bitte Sie daher, alles zu thun, was von Ihnen abhängen kan, um die Zahl derselben zu vermehren. — Könnte nicht das Ministerium des Inneren in Frankreich veranlasst werden, für eine gewisse Anzahl Exemplare dieses Buchs zu subscribiren, um es in Frankreich zu verbreiten?

XXI.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 27. November 1821.

Nachdem ich Ihnen meine Erklärung an meine Mitarbeiter übersandt habe, mein verehrter Freund ²⁾, finde ich es gut, auch die mitgehenden Bogen Ihnen mitzutheilen; obschon sie schon im Frühjahr geschrieben wurden, so werden sie doch erst in diesem Winter gedruckt werden, Ihre Bemerkungen darüber würden mir sehr willkommen sein.

stalozzi abgedruckt ist; und Morf, Zur Biographie Pestalozzis, IV, 587; auch K. R. Papst, „Der Veteran von Hofwyl“, II, 129 ff., berichtet über diesen Rettungs- oder Wiedervereinigungsversuch.

¹⁾ Heinrich Zschokke (1771—1848), der bekannte Schriftsteller. Das „Goldmachedorf“ gehört zu seinen besten Erzählungen.

²⁾ Vergl. damit K. R. Papst, „Der Veteran von Hofwyl“, II, 192.

Ich bin ungemein dankbar für alle Güte, die Sie meinem Pflegesohn Alex. Suworoff erweisen.

Unser vortrefflicher Hr. Bagessen ¹⁾ ist Ihnen schon genugsam empfohlen, desswegen sage ich Ihnen nicht, wie sehr mir am Herzen liegt, was ihn betrifft.

Es würde mir lieb sein, wenn Sie die Inlage und meine Erklärung dem Alex. S. zu lesen geben würden.

XXII.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 20. März 1823.

Ich bin sehr erfreut und ungemein dankbar, mein hochverehrter Freund, für Ihre unwandelbare Theilnahme ²⁾ an meinen Bestrebungen, die Idee einer genugthuenden Menschen- und National-Bildung auf eine Weise zu realisieren, durch die die Gesetzgeber, die im Grossen für die Fortschritte unseres Geschlechts mittelst der Verbesserung seiner Erziehung zu sorgen haben werden, die nöthigen Vorarbeiten alle gemacht finden sollen, und sie sofort nur zu benützen haben werden. Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass meine Unternehmung der Hülfe, die *Sie* Ihr gewähren, in hohem Grade bedarf, um zu der Anerkennung zu gelangen, ohne die sie ihren Zweck nicht in befriedigendem Masse erfüllen könnte. Wir haben nicht nur die Frivolität unserer Zeit zu besiegen, die der Auffassung jeder tief in der Menschennatur begründeten und ihre höchste Bestimmung als Endzweck in's

¹⁾ Jens Baggesen (1764—1826), dänischer u. deutscher Dichter. Siehe Albrecht Rytz, Carl Albrecht Reinhold Baggesen, ein Lebens- und Zeitbild aus der bernischen Kirche, S. 1 ff.; Sammlung bernischer Biographien, I, 92.

²⁾ Bezieht sich wohl hauptsächlich auf einen längern Aufsatz über die Hofwyl'schen Institute in der „Revue encyclopédique“, den Stapfer 1821 einrückte.

Auge fassenden Unternehmung widersteht, sondern auch die Gegensätze, mit welchen der Partheigeist der Ultras gegen rein humane Bestrebungen in's Feld rückt. Es ist genug, dass diese irgend zum Vorschein kommen, für das Schicksal auf sie zu bringen [!], sie um so mehr herunterreißen zu machen, je grossartiger und würdiger sie auftreten. Einem Kenner wissenschaftlicher Bildung, wie Sie es sind, muss aber auch an dem Speziellen der Anordnung des Unterrichtsganges viel zur Bestimmung seines Urtheils über den Gehalt und den Erfolg des Ganzen liegen; ich kann daher nicht umhin, Ihnen die mitgehenden Blätter ¹⁾ zu schicken, um Sie noch genauer mit der Ausführung meiner Idee bekannt zu machen.

In der Copie der Erklärung vom Merz 19, die ich Ihnen übersandt habe, ist ein Schreibfehler eingeschlichen, der die Reihenfolge der lateinischen Classiker, die bei mir gelesen werden, entstellt; in dem mitgehenden Blatte über den lateinischen Unterricht finden Sie sie wieder hergestellt. mit den ersten Heften des pedagogischen Journals werden Sie über den innern Organismus des gesammten bildenden Unterrichts, wie er bei mir stattfindet, Auskunft erhalten. Es wird sehr nöthig sein, die öffentliche Aufmerksamkeit öfters darauf zu ziehen, um die öffentliche Meinung über den Werth oder Unwerth dessen, was bei mir geschiehet, festzusetzen.

Der Professor Kortüm ²⁾, über den ich Ihnen durch die Frau v. Caraffelli ³⁾ ausführlichere Notiz habe mit-

¹⁾ Sehr wahrscheinlich: „Darstellung des religiösen Bildungsgangs der Erziehungsanstalten von Hofwyl“, die 1822 herauskam.

²⁾ Johann Friedrich Christoph Kortüm (1788—1858), Historiker, wurde später Professor in Heidelberg. Siehe Allg. Deut. Biogr., XVI, 730. Vgl. namentlich auch K. R. Papst, „Der Veteran von Hofwyl“, II, 123, 125, 189; III, 104.

³⁾ Ihr Gemahl, der Graf Eugen von Caraffelli, übersetzte 1840 Dr. Scheidlers Schrift über Fellenberg: „Die Lebensfrage der euro-

theilen lassen, wird sich nun bei mir festsetzen. Wir haben in ihm einen unvergleichlichen Lehrer der alten Sprachen und der Geschichte für unsere Zwecke zugesichert erhalten; es ist mir desswegen recht lieb, dass er seine Leidenschaft für Spanien der Sache von Hofwyl zugewandt hat. Seit Lippes¹⁾ Abgang macht sich das Lehrpersonal meiner Anstalt vortreflich und auch der Geist der Zöglinge gewinnt je mehr und mehr. Suworoff spricht mit grosser Liebe und wahrer Verehrung von Ihnen und Ihrem Hause, ich kann Ihnen nicht genug für die Güte danken, die Sie ihm erweisen, seine Gemüthsentwicklung macht mir viel Freude; für seine wissenschaftliche Bildung ist er zu spät nach Hofwyl gekommen und zu bald wieder aus meiner Anstalt zurückgezogen worden.

Ich habe leider nicht Zeit, die mitgehende Abschrift der Regel, die unser Sprachunterricht befolget, zu durchgehen; ich muss Sie bitten, wahrscheinliche Schreibfehler zu corrigiren.

XXIII.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 5. Januar 1827.

....²⁾ Sie empfangen mit diesem Blatte auch eine Kundmachung³⁾, die ich der Zeitgenossenschaft und der Nachwelt schuldig zu sein glaubte. Mein Gewissen drängte

päischen Civilisation und die Bedeutung der Fellenbergischen Bildungsanstalten für ihre befriedigendste Lösung.“

¹⁾ Ueber Christian Lippe aus Braunschweig vergl. Papst, „Der Veteran von Hofwyl“, II, 57, und über seinen 1822 erfolgten Weggang von Hofwyl ibidem II, 195.

²⁾ Empfiehlt eingangs den Amerikaner Woodbridge.

³⁾ Sehr wahrscheinlich Fellenbergs öffentliche Entgegnung auf Pestalozzi, Lebensschicksale.

mich eigentlich, noch vor Pestalozzi's gänzlichem Absterben, für die Wahrheit zu zeugen, die ihn und unsere Bestrebungen, über die Kunstgriffe des Joseph Schmid wegsetzen soll. Wie es vorauszusehen war, ist Joseph Schmid nun frech und unverschämt genug, meine Erklärung öffentlich für lügenhaft und verläumderisch auszugeben und zu behaupten, sie entehre in gleichem Masse den menschlichen Verstand und das Menschliche Herz u. s. w. Der junge Pestalozzi steht seinem Schwager bei, indem er vorgiebt, seine Frau sei jünger als er, u. s. w. Ich habe in Folge von Mittheilungen, die ich nicht umhin konnte für durchaus glaubwürdig zu halten, geglaubt, was ich bekannt gemacht habe, und bin jetzt noch keineswegs von dem Gegentheil überzeugt, da Schmid zwei Schwestern hat, und mit seinen Tausendkünsten leicht den Taufschein der einen der andern unterschieben könnte. Mir sind diese Personen unbekannt. Mit Schmid und dem jungen Pestalozzi kann ich nichts zu thun haben. Aber die Wahrheit, die uns auch für die Nachwelt wichtig sein soll, will ich pflichtgemäss in Evidenz setzen helfen. Es werden daher die Beweisthümer des Inhalts meiner mitgehenden Kundmachung in einer ausführlichen Mittheilung über Pestalozzi's Schicksale, die ich publiciren werde, und in einer Sammlung von Aktenstücken, die der Hr. Biber¹⁾ in St. Gallen drucken lässt, bekannt gemacht werden. Ich halte es für sehr wichtig, dass ein allgemeines öffentliches Gericht über Missethaten von der Art der Schmidischen ergehe, und dass

¹⁾ Der früher in der Rank'schen Anstalt in Yverdon angestellte Lehrer Biber gab nach Neujahr 1827 die 342 Seiten zählende Schmähschrift: „Beitrag zur Biographie Pestalozzis“ heraus. Als Verfasser wird aber Niederer angegeben. Nach Obigem wäre aber auch Fellenberg daran betheiliget. Siehe Morf, Zur Biographie Pestalozzis, IV 541 ff.

solche Wiederholungen der Geschichte der Wendelschen Gaunerbande, wie Joseph Schmid sie zu bezwecken scheint, nicht ermuntert seien. Ich habe gehofft Jullien ¹⁾, der die Nichtswürdigkeit des Schmid sehr genau kennt, werde durch die *Revue Encyclopédique* das seinige dazu beitragen, die Wahrheit zu verbreiten; aber bis dahin ist mir von seiner Seite zu diesem Zwecke noch keine Mitwirkung zu Gesicht gekommen.

XXIV.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 30. October 1827.

...²⁾ Meine Bestrebungen verfolgen ihre Bahn mit einem Erfolg, der in einigen Beziehungen Meine Erwartung um Vieles übertrifft, in andern aber hinter denselben zurückbleibt. Ich schmeichelte mir nemlich, meine Mitbürger bälde zu vermögen, Hand in Hand, zur Beförderung unserer Nationalerziehung, mit mir zu schlagen; aber es scheint beinah, sie glauben, mir die Sorge darum überlassen zu sollen.

Ich sehe darinn aber nicht nur keinen Grund in meiner Anstrengung nachzulassen, sondern vielmehr starke Gründe, sie immer mehr zu steigern. Das innere Leben unserer Hofwyler Jugend haben wir auf den ursprünglichen Familiencharakter, von dem es eine Zeit lang durch die Lippische Intrigue abgezogen ward, mit dem erfreulichsten Erfolg zurückgeführt. Von den Ver-

¹⁾ M. A. Jullien, Inspektor der französischen Revenuen, hatte schon 1817 einen längern Bericht über die Fellenberg'schen Institute in der *Revue encyclopédique* veröffentlicht. Siehe Hamm, Fellenbergs Leben und Wirken, S. 36; er ist auch Verfasser des zweibändigen Werkes: *Esprit de la méthode d'éducation de Pestalozzi* (Mailand 1812). Siehe O. Hunziker, Pestalozzi und Fellenberg, S. 47.

²⁾ Empfiehlt zum Beginn des Briefes Benedetti.

fassungsexperimenten bleibt jetzt nur die Belehrung übrig, die durch sie für uns gewonnen werden sollte, und der echt kindliche, *christliche* Geist meines Hauses hat dadurch ungemein gewonnen. Das ausführlichere darüber muss ich meinem Sohne überlassen, Ihnen mitzutheilen. Wenn Sie die Güte haben wollen, ihn darüber zu vernehmen, falls er so glücklich sein kann, Sie in Paris seiner Verehrung zu versichern.

Über meine Meycolonie ¹⁾ und über die Normalanstalt, hoffe ich Ihnen im Laufe des nächsten Winters ausführlichere Berichte abstaten zu können. Ich hoffe denn doch, die beste Art und Weise den Zweck solcher Anstalten zu erreichen, so weit in Evidenz setzen zu können, dass darüber keine Zweifel mehr obwalten werden, sobald man von den gemachten Erfahrungen nur einige Notiz nehmen will. Falls Sie den Hrn. v. St-Aulaire ¹⁾, der mir seinen Sohn zugeführt hat und nun auf 14 Tage bei uns verweilt, nach seiner Zurückkunft in Paris, sehen sollten, so möchte ich Sie bitten, ihn über sein Urtheil in Beziehung auf meine Anstalten zu befragen. Wir können aus solchen Urtheilen abnehmen, was uns in der Welt, welcher St-Aulaire angehört, im Wege stehn oder begünstigen möchte.

¹⁾ Wahrscheinlich die Kinderkolonie zu Maykirch, mit welcher Fellenberg den Beweis erbringen wollte, dass die Erziehung und Bildung der Armen ebenso leicht als wohlfeil sei, ja, dass sie bei richtiger Leitung gar keine Kosten verursache. Siehe Hamm l. c. S. 24.

¹⁾ Wahrscheinlich Louis Clair de Beaupoil, Graf von Sainte-Aulaire (1778—1854), französischer Staatsmann, Anhänger der Doktrinärs, machte sich auch als Schriftsteller durch seine „Histoire de la Fronde“, sowie auch durch Uebersetzung deutscher Dramen, wie der Schuld von Müllner, der Emilia Galotti von Lessing u. a., bekannt. Siehe Biographie universelle (2. Aufl.), XXXVII, 272—280.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.*Hofwyl*, den 26. Januar 1828.

Sie haben hoffentlich meinen Brief durch Hrn. Benedetti empfangen. Ich kann Ihnen heute nur einige Zeilen schreiben, um meinen Sohn Wilhelm bei Ihnen einzuführen. Gönnen Sie ihm einige Stunden Ihrer Musse; stehen Sie ihm gütigst mit Ihren Räthen bei. Seien Sie so gut, die Bekanntschaft Ihrer HH. Söhne für ihn auszumitteln. Gewähren Sie ihm das Glück, sich an Ihrem höchst edeln inneren Leben und an Ihrer wahrhaft christlichen Wohlthätigkeit erbauen zu können! Er wird Ihnen, wenn Sie es gütigst erlauben, den Zweck seiner Reise nach Paris und nach einigen deutschen Universitäten auseinandersetzen; er wird Ihnen auch den Standpunkt und die Verhältnisse erklären, in welchen wir uns nun in Hofwyl, nach einem dreissigjährigen Kampfe um eine zweckmässige Einleitung, wahrhaft sittlicher, echt christlicher, in's Leben aller Klassen der Gesellschaft wirksam eingreifender Nationalbildung befinden. Er wird Ihnen auch Auskunft über die Wege und Mittel geben, durch die das Unternehmen von einer Generation auf die andere übertragen und in zunehmendem Wachsthum erhalten werden kann, bis die gesetzgebenden und executiven Behörden bei uns dahin gebracht sein werden, die Früchte unserer Bestrebungen unserem Staatsleben zu gut kommen zu lassen¹⁾.

Lassen Sie uns Ihnen mit unserer Anstrengung stets bestens empfohlen sein, und genehmigen Sie die wiederholte Versicherung meiner hochachtungsvollsten und herzlichsten Ergebenheit.

¹⁾ Vgl. damit besonders K. R. Papst, „Der Veteran von Hofwyl“, II, 18—24.

XXVI.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 30. Januar 1830.

Erlauben Sie, dass ich Ihnen hiermit eine Angelegenheit empfehle, die mir im Interesse unseres Vaterlands im höchsten Grade am Herzen liegt. Ich kann nicht umhin, Sie angelegentlichst zu bitten, die Abhandlung ¹⁾, die ich Ihnen hiermit übersende vom Anfang bis zum Ende Ihrer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen. Es würde unserm sittlichen und christlichen Nationalaufkommen ein gar zu schwerer Schlag versetzt, wenn es uns nicht gelänge, die Aufmerksamkeit des gebildeteren europäischen Publikums auf die Aufforderungen zu richten, welche die göttliche Vorsehung durch die Ereignisse, die an den Gestaden der Linth in Evidenz getreten sind, an die gesammte Zeitgenossenschaft hat ergehen lassen; aber unser Unbestand im schweizerischen Vaterland, und ich möchte fast sagen unsere Erbärmlichkeit, sind so überwiegend, dass ich nur Ein Mittel kenne, unsere höchsten Interessen in dem vorliegenden Falle zu behaupten, und dies steht einzig und allein in einer starken Erregung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Erziehungsanstalt an der Linth und der andern damit innig verbundenen Nationalbildungsanstalten, zu deren Stiftung und Vollendung wir, durch die in jener Gegend verbreiteten Elemente eingeladen sind. Im Kanton Glarus selbst sind die Finsterlinge, die Menschen, die gern im Trüben fischen und die Versittlichung, die Verchristli-

¹⁾ Nämlich die Schrift: Beleuchtung einer weltgerichtlichen Frage an unsern Zeitgeist von E. v. F. von Hofwyl. Bern, Jenni 1830. Sie enthält einen Aufruf zur Rettung der Linthgegend und eine Darstellung der Linthkolonie und Armenanstalt im Kanton Glarus und Betrachtungen über die Armenerziehung überhaupt.

chung des Volkes als Hindernisse ihres Treibens scheuen, gegen unser Bestreben. Die Dämagogen glauben ein ganz ungebildetes Volk besser zu ihren Zwecken in der Hand zu haben als ein gebildetes. Diejenigen, welche auf einträgliche Anstellungen ausgehn, fürchten eine neue Concurrenz entstehen zu sehen. Die trägen und untüchtigen unter der Geistlichkeit fürchten aus dem bisherigen Schlendrian gerissen zu werden, wenn uns unsere Bestrebungen gelingen. Diejenigen, die früher zur Abhülfe der schreienden Noth steuerten, sind es müde, immer und immer wieder angesprochen zu werden gegen Übel, die ihnen nicht in die Augen fallen. Selbst die Glarner, die im Wesentlichen mit uns übereinstimmen, sind ungeachtet der grossen Wohlthat, die uns aus der Hand der göttlichen Vorsehung zu Theil geworden ist, entmuthigt; sie sehen, dass die Behauptung dieser Wohlthat, bei ihrer Isolirung *in der Erhaltung derselben*, ihre Kräfte je mehr und mehr übersteigt, und dass sie ihre Pflichten gegen ihre eigenen Familien hintansetzen müssten, um mit der Erziehungsanstalt an der Linth zu dauerhafter Wirksamkeit zu gelangen; ein beträchtlicher Theil sehr vermöglicher Glarner ist noch nicht einmal zu bewegen gewesen, genauere Notiz von der sittlichen, echt christlichen Unternehmung an den Gestaden der Linth zu nehmen. In mehreren Landsgemeinden [!] ist ihr auch die gemeine Eifersucht entgegen, die ein Dorf gegen das andere und die Bezirke, die sich vernachlässigt glauben, gegen die begünstigten aufregt. Die umliegenden Kantone finden, es sei an den Gestaden der Linth schon viel mehr geleistet als bei ihnen; die Hülfe sollte also ihnen als den dürftigern zufallen. Die weitere Eidgenossenschaft ist alles dessen im höchsten Grade überdrüssig, was sie von Seite der Linthunternehmung berührt, weil diese Unternehmung ihr schon viel zu viel gekostet zu

haben scheint, und *in ihrer Vergeltung* den gehegten Erwartungen nicht entspricht. Aus allen diesen Gründen würden wir als hoffnungslose vor der Aufgabe der Erziehungsanstalt an der Linth stehen, wenn sie nicht auf's innigste mit allen hochwichtigen Interessen des Vaterlands und der Menschheit verbunden wäre, und wenn sie den dringendsten Bedürfnissen unserer Zeit nicht so befriedigend begegnete. Der tiefe und bleibende Eindruck, den meine Anschauung der Sache und ihrer Verhältnisse auf mich gemacht hat, lässt mich da nicht umhin, alles was von mir abhängen mag zu thun, um die Aufmerksamkeit meiner würdigsten Zeitgenossen auf den Gegenstand hinzuziehen, und eine ernstliche, gründliche Prüfung desselben zu veranlassen. Eine starke Erregung der öffentlichen Meinung der civilisirten und allgemein ähnlicher Hülfe bedürftigen Welt kann uns in der vorliegenden Noth allein helfen. Durch sie würde manchem menschenfreundlichen und christlichen Gemüth, das jetzt seiner Mildthätigkeit vergeblich eine gesicherte Anwendung sucht, eine neue Aussicht und zuverlässige Wege zur gewünschten Befriedigung eröffnet.

Durch eine starke Strömung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Erziehungsanstalten an der Linth würden auch alle heimathlichen Hindernisse derselben weggeräumt werden, und wir würden vielmehr einer freimüthigern, entschiedenen Zustimmung entfernterer Menschenfreunde, als allen möglichen Börsenzuflüssen die Sicherung und Erweiterung der wohlthätigsten Quellen des vaterländischen Heils und einer allgemeinen, sittlichen Restauration der civilisirten Welt zu verdanken haben. Die unverantwortliche Richtung, die die überflüssigen, anwendungslosen Kapitalien der Schweiz jetzt nach Bayern, nach Russland, nach aller Welt Enden nehmen, würde sich sofort mit der Zeit wieder zu den Zwecken

umwenden lassen, denen eigentlich alle Glücksgüter, alle äussern und vergänglichen Gaben der göttlichen Vorsehung, als unter dem höchsten Gesetze des Himmelreichs stehend, dienen sollten; aber dazu bedarf die Erziehungsanstalt an der Linth in ihrer sittlichen, wahrhaft christlichen Fortführung eines Aufschwunges, der demjenigen ihres ersten Beginns nicht nur nichts nachgeben darf, sondern ihm die Krone der Ewigkeit zu verleihen vermögen soll. Was wir uns von einer grossartigen, sittlichen, wahrhaft christlichen, industriellen Kraftentwicklung in der Linthgegend, nach allen in meiner Schrift entwickelten Interessen für unsere höheren Zwecke versprechen dürfen, leuchtet mir je mehr und mehr aus den Erfolgen meiner Privatanstalten in Hofwyl hervor. Es sammeln sich bei mir immer mehr vorzügliche, der Volksbildung und Nationalerziehung gewidmete Jünglinge aus allen Kantonen der Schweiz, die in wahrhaft evangelischem Sinne für eine so hohe Aufgabe begeistert, sich zuerst in meinem näheren Wirkungskreise bewähren, um sofort in ihrer ursprünglichen Heimath ganz im Stillen und ohne weiteres Aufsehen zu erregen, für unsere allgemeine, sittliche Restauration vorbereiten, was Noth thut; ich glaube Ihnen früher schon bemerkt zu haben, dass ich mich in Hofwyl besonders für unsere demokratischen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell einer ganz besonders segensreichen Entwicklung der in den Normalzweig meiner Armenschule aus jenen Kantonen aufgenommenen Zöglinge zu erfreuen habe, und dass ungeachtet der grossen Opfer, die diese völlig unentgeltlichen Leistungen meiner Anstalten erheischen, ihr ökonomischer Gang sich nicht weniger consolidirt, so dass ungeachtet der stets zunehmenden Zahl der Zöglinge meiner Armenanstalten, die sich je mehr und mehr meinen innigsten Wünschen gemäss, in Volks-

erzieherbildungsanstalten umwandeln, mein Blick in die Zukunft für die meinigen und für unsere gemeinschaftliche Wirksamkeit immer heitrere und beruhigendere Aussichten gewinnt, was ich nicht umhin kann, einem ganz besonders auffallenden, göttlichen Schutz und Segen mit der dankvollsten Anerkennung beizumessen. Aber meine Mitbürger fassen das Gedeihen und das ausserordentliche Aufblühen meiner Bestrebung nur aus dem Gesichtspunkte des persönlichen Geschickes auf, und sie scheinen deswegen in Beziehung auf meine weiteren Bestrebungen um so viel verstockter und theilnahmsloser zu werden, indem sie sich mit der Hoffnung schmeicheln, es werde der lästige Gegensatz solcher Weise am schnellsten wieder fallen und in Vergessenheit gerathen; sie schmeicheln sich um so mehr damit, da sie sich mein lang beobachtetes Stillschweigen als ein Ausgehn meines Enthusiasmus erklären und glauben, es könne mir jetzt bloss noch darum zu thun sein, in meinen alten Tagen die Früchte meiner früheren Anstrengung, *nach ihrem Massstabe geschätzt*, zu sammeln, und mich solcher Bereicherung zu freuen; aber ich bin in meinem frühern Leben niemals so tief ergriffen gewesen, wie jetzt von dem Lebenszwecke, der mir, nach meiner innigsten Überzeugung von dem höchsten Anordner der Dinge zugetheilt worden ist, und ich befinde [!] mich immer mehr begeistert für die Aufgabe, die wir zu lösen haben. Diess trägt jedoch wahrscheinlich nur noch mehr dazu bei, den Gegensatz, der zwischen mir und meinen Mitbürgern eingetreten ist, zu steigern, die vollere Wirksamkeit der zunehmenden Anstrengung, die in Hofwyl Statt findet, über mein Grab hinauszuschieben. Diess lasse ich mir recht wohl gefallen, insofern ich daran nichts zu verändern vermag, ich möchte aber nicht, dass dadurch, dass ich meinen Mitbürgern zu weit zu gehen und zu vieles

zu wagen scheine, oder auch dadurch, dass es manche ärgert, dass in Hofwyl vermittelt einer besondern göttlichen Begünstigung so vieles gelingt, was anders wo nicht vorwärts schreitet oder sogar misslungen ist, den wesentlichen Zwecken, die wir zu fördern haben, in irgend einer Beziehung Nachtheil gebracht würde. Daraus entstand in mir eine grössere Empfänglichkeit für die Aufforderung, die in der Linthgegend durch die Weltregierung an uns gestellt ist; ich fand dort eine günstige Gelegenheit, die mir von meinen Mitbürgern beigemessene Schuld, zu viel zu wollen und zu viel zu thun, unschädlich zu machen; ich glaubte mir zu dem Zwecke erlauben zu dürfen, den gefeierten Linth Escher¹⁾, der sich gegen meine Bestrebung als eine gigantische und unausführbare ausgesprochen hatte und der Erziehungsanstalt an der Linth eigentlich nicht günstig war, als Coripheen der Sache gelten zu machen. Es kommt mir vor, diese nach meinem Bedünken unschuldige Wendung werde und müsse gelingen, es sei also die dortige Bestrebung als eine von der meinigen abgeschiedene, an die Ansprüche unserer Kantonalregierungen auf National Ehre und National Bestand geknüpft u. s. w.; aber diess kann uns nur insofern gelingen, als die einflussreichsten Publicisten unserer Zeit für diese Ansicht und für solche Bestrebung zu gewinnen sind und dahin gebracht werden können, ohne Rücksicht auf mich, die Erscheinungen der Linthunternehmung und der weiteren Folgen, die sie auf unsere Nationalbildung haben soll, gelten zu machen. Diess zu bewirken kann ich nicht umhin, mein verehrter Freund, Sie im vollsten Vertrauen zu ihrer wahrhaft evangelischen Bestrebung in Anspruch zu nehmen. Bei

¹⁾ Johann Konrad Escher von der Linth (1767—1823). Vgl. J. J. Hottinger, Hans Konrad Escher, Zürich 1852.

Ihren zahlreichen Verhältnissen zu den wohlthätigsten europäischen Gesellschaften, besonders in Frankreich und in England, und bei dem überwiegenden Einfluss, den Sie auf dieselben ausüben, können Sie am allerbesten den vorliegenden ausserordentlichen Charakter der Linthunternehmung und ihre höhere, für die gesammte Menschheit höchwichtige sittliche, christliche Bestimmung in der Sphere dieser Gesellschaften zur erwünschten Anerkennung bringen und also weiterhin in der öffentlichen Meinung ein Urtheil darüber festsetzen helfen, dem keine schweizerische Behörde und noch weniger irgend ein schweizerisches Individuum zu widerstehen wagen dürfte. Sollte der Sache, deren Förderung mir so sehr am Herzen liegt, durch die Übersendung mehrerer Exemplare meiner Abhandlung gedient sein, so haben Sie mir darüber nur einen Wink zu geben, es stehen Ihnen so viele zu Geboth, als Sie zweckmässig zu gebrauchen wissen. Mein Vorschlag zur Einsetzung einer neuen Behörde, die, als Garant für die Erfüllung unserer Absichten, zwischen das weitere europäische und das glarnerische Publikum zu treten hätte, sollte besonders dazu dienen, einige Gebrechen der glarnerischen dirigirenden Commission und ihrer Anordnungen, die einerseits in einigen Beziehungen zu kostspielig und anderstheils noch zu eng bedacht sind, aufwiegen zu helfen, und der Unternehmung dort überhaupt noch einen grossartigen, sittlichen und industriellen Schwung ertheilen. Mehrere Nachfragen, die mir aus England und aus Amerika, wie aus Deutschland, und auch aus Frankreich über meine Anstalten zugekommen sind, lassen mich keineswegs bezweifeln, dass die mitgetheilten Nachrichten über die Linthunternehmung und ihre Folgen, in ihrer zweckmässigen Verbreitung sehr willkommen sein werden. Aber zu dieser bedürfen wir durchaus Ihres gütigen

Beistands, mein hochverehrter Freund. In unsern vornehmen Kreisen lässt sich lange noch, ohne sehr starke Impulse der öffentlichen Meinung für unsere höheren, über das vergängliche Leben hinaus reichenden Zwecke nichts in einigem Masse Befriedigendes erlangen; das Treiben und Drängen dieser Abtheilungen der menschlichen Gesellschaft ist viel zu frivol und von allem edlern, tiefer eingreifenden Bestreben auf die engsten Gelüste abgezogen. Jede edlere, individuelle Entwicklung, deren Träger aus einem reinern, bildendern Leben wieder in jene Kreise gezogen wird, geht gemeiniglich sehr bald in ihnen unter; unsere vorjährige Jubelfeier der Reformation ¹⁾ war eigentlich nur ein neues Leichenbegängniß für das wahre, praktische Christenthum, indem alle dabei zur Sprache gekommenen Bedürfnisse unserer Kirchen, und der darauf Bezug habenden, bürgerlichen Einrichtungen in dieser dem Scheine nach so hoch gefeierten Epoche erfahren mussten, wie wenig es für unser höheres, sittliches, für unser christliches Leben darum zu thun sein könnte, im Vaterland sobald zu einer allgemeynern, genügenden Befriedigung zu gelangen. Die Rettung muss nach dem Vorbild des Heilands auf's Neue von Nazaret kommen; sie muss aus den verachtetsten Volksklassen, aus den Familien der Zöllner und Sünder, durch wahrhafte volksthümliche Erziehung erzogen werden; sie muss mit grosser Schonung gegen die Machthaber und die bereits in Unsittlichkeit versunkenen Generationen, mittelst der Reinerhaltung ihrer Kinder und ihrer tüchtigen Heranziehung zu der wesentlichsten Hülffleistung, deren die Menschheit für Zeit und Ewigkeit bedarf, gewonnen werden, und dazu kann die Anstalt

¹⁾ Vgl. Ed. Blösch: Das Berner Reformationsfest von 1828 im Kirchlichen Jahrbuch des Kantons Bern, herausgegeben von Heinrich Rettig, Seite 3—25.

an der Linth uns eine höchst wichtige Einleitung gewähren.

Ich muss hier abbrechen, so viel auch noch übrig bleibt obigem beizufügen; ich schreibe stets unter tausendfältigen Unterbrechungen, deren Ergebniss ich Sie angelegentlich bitten muss, mir zu gut zu halten. Ich bin auch mit meiner Druckschrift nicht zufrieden, weil ich ihr nicht ununterbrochenere Aufmerksamkeit schenken konnte. Theilen sie mir doch nur mit wenig Worten mit, was Sie in Hinsicht auf die Möglichkeit der Erfüllung unserer Wünsche von Seite Ihres Wirkungskreises auguriren; ich habe einige mal mit Benjamin Delessert ¹⁾ über den Gegenstand gesprochen, und ihn *seinen Äusserungen nach* geneigt gefunden, auf einen Actienplan, der erst noch zu Gunsten der Sache zu entwerfen ist, einzugehen; ich glaube bei den gegenwärtig sehr niedrigen Preisen der Ländereien in der Linthgegend liesse sich ohne bedeutende Aufopferung ein schönes Resultat erlangen. Meine Erfahrungen in Hofwyl berechtigen mich zu solcher Hoffnung; ich schreibe über den Gegenstand auch an H. Degerando ²⁾. Mein zweiter Sohn reiset nun zu dem gleichen Zwecke nach England. Nachdem wir unser Möglichstes gethan haben werden, stellen wir alles weitere dem höchsten Anordner, in dessen Dienste wir uns befinden, mit unbedingtem Vertrauen anheim. Sollte unser Bestreben auch in der nächsten Zeit nicht den Erfolg haben, den wir von ganzem Herzen wünschen, so wird es späterhin doch

¹⁾ Benjamin Delessert (1773—1847), Bankier und Fabrikant in Paris, betheiligte sich an philanthropischen Unternehmungen, so als Vorstand der Armenhäuser in Paris und Mitbegründer der Sparkassen in Frankreich.

²⁾ Joseph Marie Dégérando (1772—1842), philosophischer Schriftsteller und Staatsmann. Siehe Biographie universelle (2. Aufl.).

nicht ganz fruchtlos bleiben; in jedem Fall muss unsere eigne Entwicklung durch den Kampf mit wiederwärtigen Umständen gewinnen. Mein Sohn, für den Sie so unendlich viele Güte gehabt haben, lässt sich Ihnen bestens empfehlen. Meine ganze Familie vereinigt sich mit mir, Sie unserer hochachtungsvollsten und herzlichsten Ergebenheit zu versichern; möchten Sie uns doch auch von Ihrem Befinden und vom Befinden der lieben Ihrigen wieder einmal die gewünschten Nachrichten ertheilen.

P. S. Soeben ist mir die in meiner Schrift angekündete Schulerische¹⁾ Darstellung des inneren sittlichen Lebens der Anstalt an der Linth im Manuscript zugekommen, und ich kann nicht umhin, sie ungemein interessant zu finden. Ich glaube, sie müsste jeden denkenden Leser interessiren; sie wird mein Interesse für die Erziehungsanstalt an der Linth vollkommen rechtfertigen; ich bedaure deswegen sehr, dass sie erst auf Ostern erscheinen soll.

XXVII.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 10. März 1830.

Mehrere meiner Freunde dringen schon seit einiger Zeit in mich, damit ich eine, von Seiten einiger vor mehr als zwanzig Jahren von mir in Anspruch genommener, deutschen Pädagogen gegen mich und meine Anstalten gerichtete Intrige, die sich besonders in Brock-

¹⁾ Johann Melchior Schuler (1779—1859), Geistlicher und historischer Schriftsteller, namentlich durch seine „Thaten und Sitten der alten Eidgenossen“ bekannt. Er hatte schon 1814 eine diesbezügliche Schrift „Die Linththäler“ herausgegeben. Siehe Heer in Hunzikers Geschichte der Schweizerischen Volksschule, II, 306—311; Fr. von Mülinen, Prodomus, Seite 126.

haus' Conversationslexicon ausgesprochen und sonst auf vielen Punkten an den Tag gelegt hat, nachdrücklich abweise; es sind mir auch schon seit längerer Zeit verschiedene Aufsätze zu diesem Zwecke vorgelegt worden, gegen die ich nichts einzuwenden hatte, als dass ich den HH. Lippe, Grypenkerl und Schacht ¹⁾, bevor ich sie entschleierte, lieber Zeit lassen wollte, ausser Hofwyl in Evidenz zu setzen, was an ihnen sei, und zu beweisen, in wie fern sie die in Hofwyl gemachten Erfahrungen und empfangenen Belehrungen zu ihrer Besserung zu benutzen wissen, als den Schein der Rachbegierde auf mich zu bringen; ich hätte zu dem durch eine wahrhafte Darstellung dessen, was in Hofwyl geschehen ist, auch mehrere Familien meiner frühern Zöglinge verletzen müssen; ich hätte eine Publicität oder Celibrität, deren Folgen mir durch den unmässigen Zulauf der Neugierigen sehr lästig wurden, zur Unzeit auf's Neue gesteigert. Diese Beweggründe bewogen mich, mein Stillschweigen so lange nicht zu brechen. Nun aber ist der Hr. Theodor Müller ²⁾, der seit fünfzehn Jahren sich mit meinem Gange und mit den Prüfungen, die ich zu bestehen hatte, vertraut gemacht hat, aus verschiedenen gewichtigen Rücksichten auf's Neue in mich gedrungen, dass ich mit der Abweisung der angeführten Wahrheitsentstellungen nicht länger zögere. Ein ähnliches Be-

¹⁾ C. Lippe und Griepenkerl (später Professor am Carolinum in Braunschweig) und Theodor Schacht (später Oberstudienrath in Darmstadt und Geograph) waren Lehrer an dem Institut höherer Bildung in Hofwyl. Siehe Papst, „Der Veteran von Hofwyl“, II, 62, 127 u. a. a. O.; auch Hamm l. c. S. 20.

²⁾ Theodor Müller, der „Veteran von Hofwyl“ (1790—1857), der bedeutendste Mitarbeiter Fellenbergs, war von 1815—1848 in Hofwyl. Vgl. K. R. Papst, „Der Veteran von Hofwyl“, 3 Bände, Aarau, 1861—1863.

gehren ist von meinem Freunde Woodbridge¹⁾ aus Amerika an mich gelangt; durch diesen habe ich auch vernommen, dass gegenwärtig eine Übersetzung des deutschen Conversationslexicons von Brockhaus in Leipzig in französischer und in englischer Sprache in Paris und in London herauskommen soll, und dass der Artikel Fellenberg bereits an der Tagesordnung sei, und unverzüglich der durchaus nöthigen Kritik unterworfen werden müsse, wenn das darinn enthaltene Lügengewebe nicht in aller Welt herum colportirt werden solle. Meine frühern Gründe, jene unwürdigen Umtriebe mit Stillschweigen zu übergehen, sind nun nicht mehr vorhanden; das anwachsende Gedeihen meiner Anstalten hat sich zudem nun, seit dem Austritt jener Intriganten, zehn Jahre lang behauptet und durch Abschuppung der Gebrechen meiner Unternehmung, wie durch eine allmälige Läuterung ihres innern Gehaltes bewährt; ich finde mich zudem auch im Interesse der Linthunternehmung und meiner Bestrebungen, die sich auf diese Nationalanstalten beziehen, bewogen, die Lippisch-Grypenkerlisch-Schachtischen Ausstreuungen nicht länger durch mein Stillschweigen zu beglaubigen; ich habe mich daher nun entschlossen, dem Brockhaus in Leipzig den Aufsatz von Hrn. Theodor Müller, den ich hier beilege, zu übersenden und in Paris dem Hrn. Chamrobert²⁾, dem dirigirenden Redactoren des französischen Conversations-

¹⁾ Dr. Woodbridge veröffentlichte später über die Fellenbergischen Anstalten einen Bericht in *Annals of Education and Instruction*, Boston, 1834.

²⁾ Sehr wahrscheinlich Paul Pierre Champrobert, Verfasser von historischen Schriften, wie „*Le comte d'Artois et l'émigration*“ und „*Notice historique sur Lazare Hoche, le pacificateur de la Vendée*“. Champrobert war auch Mitarbeiter an den *Ephémérides universelles*. Siehe Louandre-Bourquelot, *La Littérature française contemporaine*, II, 575.

lexicons, die hier mitgehende Reclamation zukommen zu lassen. Da ich aber diesen Mann sehr wenig kenne und nicht recht weis, in wie fern es zweckmässig sein kann, mich auf solche Weise, wie es nun geschieht, an ihn zu wenden, so bin ich hiermit so frei, Ihre freundschaftliche Güte auf diesen Fall, an dem mir und den meinigen jetzt in der That viel liegt, um Hülfe anzusprechen; ich stelle Ihnen mit vollkommenem Zutrauen anheim zu entscheiden, was da wohl das rathsamste sein möchte. Die HH. Treuttel und Würz, Rue de Bourbon n° 18 sind Herausgeber des französischen Werkes, Hr. Chamrobert, Passage St. Marco Rue de Bac n° 3 ist Haupt-Redactor des Werkes, und der Hr. Bouillot, Professeur de Philosophie au college St. Barbe, Rue Dragon n° 8, Redactions-Gehülfe für die Artikel, die sich auf Erziehung beziehen; die Artikel *Fellenberg* und *Hofwyl* sollen also letzterm zur Bearbeitung anheimfallen. Ein dirigirendes Committee entscheidet über die Annehmbarkeit der einzelnen Artikel.

Unter diesen Umständen bitte ich Sie, gütigst zu erwägen, was in dem vorliegenden Interesse zu dem Zwecke, um den es sich handelt, zu thun sei. Sollte mein Brief an Hrn. Chamrobert, den ich Sie bitte zu lesen, nicht dazu taugen, und die Mittheilungen des mitgehenden Aufsatzes nicht zweckmässig sein, so seien Sie doch so gut, mir nur mit wenigen Worten zu melden, was ich in dieser Angelegenheit besseres zu thun habe; ich habe auch an den Herrn Dégérando über den Gegenstand geschrieben, aber ich bezweifle sehr, dass er in seinem Geschäftsgedränge zur rechten Zeit Vorsorge treffen könne, in einem Momente, wo jede Versäumniss Folgen haben könnte, denen ich trachten muss zuvorzukommen. Entschuldigen Sie, mein hochverehrter Freund, mit der Ihnen eigenen Güte meine Zudringlichkeit; bedenken

Sie, dass ich mich seit dreissig Jahren für die höchsten Interessen des Vaterlandes in einem sehr schweren Kampf begriffen befinde, und dass bei meiner Isolirung es sehr bedauerlich wäre, wenn ich nun in meinen alten Tagen meine kostbare Zeit noch in litterarischen Fehden vergäuden müsste, währenddem es so dringend nöthig wäre, sie auf die Consolidirung der so mühsam errungenen Früchte meiner dreissigjährigen Anstrengung verwenden zu können.

Meinen an Hrn. Meynier für Sie eingeschlossenen Brief und die Schrift über die Anstalten an der Linth werden Sie, wie ich hoffe, zur Zeit empfangen haben.

XXVIII.

Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer.

Bern, den 10. Juni 1830.

. . . . Ueber das Stillschweigen Eurer Philosophen an der Gruft ihres Feindes habe ich mich nicht verwundert. Es ist eben jetzt nicht in der Mode, sich vor den Kopf zu schiessen, sonst würden sie wohl ihre Stimme erhoben haben; denn man merkt es ihren Schriften deutlich an, nicht sie fanden das Zeitalter, der Augenblick philosophirt aus ihrem Munde; sie selbst haben gar keine Ueberzeugung und gar keinen Glauben, und darum wird auch ihr Ruhm mit dem Zeitalter dahin sein. Seit Cousin ¹⁾, den ich hier gesprochen, sich für den Katholizismus erklärt, weiss ich, dass seine Philosophie eine Wortphilosophie ist, für die ich keinen Pff-

¹⁾ Victor Cousin (1792—1867), französischer philosophischer Schriftsteller. Vergl. Janet über Victor Cousin in „Revue des Deux Mondes“ vom 1. Februar 1867, Periode II, Band LXVII, 737—755. H. Taine, Les philosophes du XIX^e siècle, widmet dem Philosophen Cousin einen eigenen Abschnitt, 123—147.

ferling gebe. Raynouard's¹⁾ Schrift ist gründlich, aber nicht umfassend genug; wenn Hüllmann's²⁾ „Deutsches Städtewesen im Mittelalter“ gleich gut gewesen wäre, so würde sie dieselbe bei weitem übertreffen. Lesen Sie Friedr. H. Jakobis³⁾ Briefwechsel in zwei Theilen und Vossens⁴⁾ Briefwechsel, der eben herausgekommen ist; der eine wie der andere wird Sie sehr ansprechen; es ist weit mehr dahinter, als hinter den meisten Briefwechseln der deutschen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts. Soeben erschienen Zimmermanns Briefe⁵⁾ an den verstorbenen Pfarrer Rengger und den Rathsherrn Schmid in Brugg, herausgegeben von unserem Freund Rengger, welcher durch die Aufdeckung der krähwinklichen Spiessbürgerei des Hofraths und Leibarztes diesem eine schlechte Ehrensäule gesetzt. Man sieht aus diesen Briefen Zimmermanns, dass er keine Freude an den Produktionen, sondern nur an dem Effekt hatte, den seine Produkte auf sein Zeitalter machten, und dass ihm bei allem, was ihm Gutes und Schönes wiederfahren ist, der Gedanke die grösste Freude machte, was man wohl auf dem Schützenhause zu Brugg dazu sagen, und wie sich der Stadtsschreiber Zimmermann und der Doktor N. dar-

¹⁾ François Juste Marie Raynouard (1761—1836), französischer Schriftsteller, hatte ein Jahr vorher seine Schrift: „Histoire du droit municipal en France sous la domination romaine et sous les trois dynasties“ herausgegeben.

²⁾ Karl Dietrich Hüllmann (1765—1846), deutscher Geschichtsschreiber. Siehe Allg. Deut. Biogr., XIII, 330.

³⁾ Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), deutscher Philosoph und Schriftsteller. Schnell meint hier: Roth, Auserlesener Briefwechsel Jacobis. Siehe Allg. Deut. Biogr., XIII, 577.

⁴⁾ Johann Heinrich Voss (1751—1826), deutscher Dichter. Sein Sohn Abraham gab 1829—1833 „Briefe von J. H. V. nebst erläuternden Beilagen“ heraus. Vergl. Herbst, J. H. V.

⁵⁾ Die bereits oben S. 5 genannten „J. G. Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz“.

über zu Tode ärgern werden, von denen der Erstere einmal gesagt haben soll: „Er cha nüt und wais nüt vo der Medizin; i will ihms is Gsicht ihne säge“, und der Letztere der accreditirtere Arzt in der Umgegend gewesen. Man wird aber gleichwohl wehmüthig, wenn man in dieser Reihe von Briefen den gewiss ausgezeichneten Mann sich allmählig in seinem Meridian erheben und dann in die stille Kindheit herabsinken sieht. Ich denke, R(engger) wird ihnen wohl ein Exemplar zusenden....¹⁾

Ich bin gegen keinen Verein, der sich damit beschäftigt, sich aus dem Evangelium zu erbauen, ohne andere zu verschmähen und armen Leuten den Text, dass die Sperlinge von Gott erhalten werden, wenn sie gleich nicht arbeiten, zu buchstäblich auszulegen. Aber ich bin gegen alle Vereine, die das capite intrare zum Losungswort machen, Andersdenkende als Sünder und Zöllner verschreien, sich von dem Abendmahl entfernen, weil sie nicht mit den Sündern aus dem gleichen Kelch trinken wollen etc., weil ich solche Oppositionen für unmoralisch und verderblich ansehe. Die Glieder desselben sind katholisch, ohne es nur zu ahnen. Die Moral des Evangeliums setze ich über alles, was Kant und Cousin über die Moral schreiben können. Christus ist mir das Ideal der reinen Vernunft, der Gott-Mensch; die Verunstaltungen des Christentums durch die Theologie sind mir ein Greuel. Ich dulde jeden Andersdenkenden, der nicht rasend denkt und möchte niemand verfolgen, als die Verfolger. Die hiesigen Momiers werden von niemand verfolgt; die meisten derselben sind alte Libertins, die keine deutlichen Begriffe und mehr Furcht vor dem Teufel als vor Gott haben, oder Schuster, Nähterinnen etc., Leute, die ein sitzendes Leben führen. Die Sektierer aber, die

¹⁾ S. Schnell schöpft dieses absprechende Urtheil wohl hauptsächlich aus S. 329 und 330 der genannten Briefsammlung.

in ihren Versammlungen öffentlich lehrten, dass diejenigen, welche in der Kirche zum Abendmahl gehen, sich die Verdammniss essen und trinken, weil sie mit Sündern Gemeinschaft haben; die sich selbst wiedergeboren und neue Menschen heissen und alle andern zu dem Teufel und seinen Engeln schicken, Unfrieden in den Familien stiften, ihren Eltern in billigen Sachen den Gehorsam verweigern, sich gegen alle Zucht und Ordnung erheben etc., können in keiner zivilisirten Gesellschaft geduldet werden, die durch wilden Spuck, Mordthaten etc. erbauen will; und nur diese werden hier nicht geduldet....¹⁾

Gegen Leute, welche sich versammeln, um zu singen, habe ich nur in sofern etwas einzuwenden, wenn sie kannibalische Lieder anstimmen; diese werden gewiss auch Sie und ihre Herren Collegen nicht dulden. Musik von Mozart und Rossini und Lektüre über Neues Testament und Gellerts Vorlesungen muss [!] überall geduldet werden, aber das *ça ira* und die Lektüre der sieben letzten Posaunen und die *fille de joie* dürften doch wohl aus der Vergnügungsliste von grössern Gesellschaften von Obrigkeits wegen ausgestrichen werden, insofern es der Regierung erlaubt ist, die Triebfedern der Unduldsamkeit und der Immoralität zu lähmen.

J'ai assez écrit en allemand; encore deux mots en français, enfin qu'aucune lettre de moi parte pour Paris, qui ne contienne pas un mot pour la chère sœur....

Je n'aime pas la marche de votre politique: cela est sans couleur et sans caractère. Beaucoup de paroles et peu de faits. Vos Messieurs Royer-Collard²⁾, Benja-

¹⁾ Vgl. damit Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogen. Restaurationsepoche, III, 30, 325.

²⁾ Royer-Collard, französischer Philosoph. Siehe H. Taine, Les philosophes français du XIX^e siècle, S. 21—47.

min ¹⁾ qui n'est pas constant et Cie, m'ennuient à force de sagesse. Le fils de l'homme ou plutôt l'homme manque, qui réaccoutumerait vos gredins au pas de charge; c'est le pas que j'aime voir marcher. Qu'est-ce que ces incendies ont à signifier dont on remplit vos gazettes?

XXIX.

Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer.

Bern, den 4. August 1830 ²⁾.

Comment avez-vous passé ces jours aventureux pendant lesquels les Parisiens ont contre mon attente montré qu'ils ne savent pas seulement raisonner, mais aussi faire? Depuis que j'ai vu dans les papiers le nom d'Albert ³⁾ parmi les protestants, je ne cessai de penser à vous. Il ne sera pas allé au feu; il aurait été bien fou, il vaut mieux y envoyer les autres que d'y aller soi-même comme on l'a pu voir à ce pauvre co-rédacteur du „Globe“ qui aurait dû être content de ses globes ⁴⁾ de papier sans chercher des globes de plomb. Nos Suisses se trouveront aussi mieux à faire des cartouches pour la garde nationale que d'en laisser brûler contre eux. Le bon Dieu veuille que vos gens soient sages: qu'ils se rangent au plus tôt à un ordre sûr et stable et cela

¹⁾ Henri Benjamin Constant de Rebecque (1767—1830), französischer politischer Schriftsteller aus Lausanne. Siehe Biographie universelle, LXI, 305; A. de Montet, Dictionnaire biographique des Genevois et Vaudois, I, 192.

²⁾ Der Brief trägt kein Datum; doch lässt sich aus dem Inhalt auf den 5.—10. August schliessen als Zeit der Abfassung.

³⁾ Albert Stapfer, Sohn Ph. Alb. Stapfers, war Mitredaktor des „National“, dessen Hauptredakteure Thiers und Mignet waren, und der hauptsächlich zum Ausbruch der Julirevolution beigetragen hatte.

⁴⁾ Der „Globe“ wirkte als Organ der Doktrinärs auch viel zum Ausbruch der Revolution mit.

aura été la plus belle révolution de l'histoire. Le régime des perruques et des calotes a fini, et nous avons vu le jour où il a cessé! Mais je crains bien que la France ne sera en repos que sous un gouvernement anti-papal. Tâchez de convertir le Duc d'Orléans. Nous avons eu bien besoin de cette crise aussi ici; car les perruques commençaient à croître à vue d'œil. Les ordonnances ont fait le plus grand plaisir, et les nouvelles du 30 juillet étaient un coup de tonnerre. J'ai été dans une société des Bernois lorsque les ordonnances sont arrivées; ici on disait: voilà le roi qui veut montrer de l'énergie! je répondis, cela aurait été bon pour B[onaparte]....

On criait aux Jacobins, et à présent on trouve que le roi était allé réellement trop vite.

Nous avons bien besoin d'une lettre qui nous rassure que ni vous ni les vôtres aient perdu quoi que ce soit pendant ces jours de terreur....

Notre Diète qui est rassemblée ici a fini par la lâcheté d'accepter les amendements que le gouvernement français a fait au code militaire pour les troupes qui font actuellement des cartouches....¹⁾

XXX.

E. von Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer.

Hofwyl, den 8. November 1830.

Ich lasse mich *dadurch*, dass Sie mir kein Lebenszeichen mehr geben, in meinem Zutrauen zu Ihnen keineswegs stören; es wäre mir freilich sehr lieb gewesen, von Ihnen zu vernehmen, was Ihnen in meiner Schrift über die Linthcolonie besonders misfallen hat, und weswegen Sie uns jede Handbietung zu der Beförderung dieses

¹⁾ Vgl. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogen. Restaurationsepoche, II, 437.

guten Nationalwerks in der That zu verweigern scheinen, obschon Sie sonst für alles, was das Christenthum zu fördern vermag, so hülfreich sind ¹⁾. Sie werden doch nicht umhin können, sich mit uns zu freuen, dass meine Bestrebungen nicht allenthalben wirkungslos bleiben. Sie haben zunächst die Berichte, die ich Ihnen hier mittheile, veranlasst und ans Tageslicht gebracht; sie haben ferner eine Uebereinkunft unter den wirksamsten Männern der Schweiz veranlasst, welche zunächst bezweckt, wenigstens die gegenwärtig bestehende Linthcolonie zu erhalten; sie haben auch die von mir wiederholt empfohlene Verwendung der zu einem Denkmal für Eschern bestimmte[n] Summe bezweckt; das Weitere wird sich hoffentlich mit der Zeit auch finden. Eine günstige Mitwirkung durch die französischen Journale zur Bildung einer kräftigen, öffentlichen Meinung würde uns dabei im höchsten Grade willkommen gewesen sein. Es hat sich nun in London eine Gesellschaft gebildet, die bezweckt ähnliche Rettungsmittel für die fünfzehntausend Knaben, die, wie der Präsident jener Gesellschaft mir schreibt, *to profligacy* erzogen werden, einzuleiten.

Genehmigen Sie die erneuerte Versicherung meiner hochachtungsvollen und herzlichen Ergebenheit.

P. S. Über unsere Musterschule in dem Dorf Silenen, 4 Stunden ob Altorf, die mir für unsere Urkantone die grössten Hoffnungen gewährt, werde ich Ihnen, wenn Sie es erlauben, bei einer andern Gelegenheit die höchst merkwürdigen Berichte, die uns von dorther zugekommen sind, mittheilen. Diese Schule ist uns vermittelt eines Zöglings meiner Normalanstalt geworden, der zur Rettung des Vaterlandes zu uns trittet, wie die alten Retter auf dem Grütli zusammengetreten sind. Walker, so heisst

¹⁾ Vgl. Quellen zur Schweizergeschichte, XII.

der edle junge Mann, bewährt sich dort als ein eigentlicher Apostel versittlichender, wahrhaft christlicher Erziehung und zeitgemässen Unterrichts, wir haben nun ähnliche Mitarbeiter an dem grossen Werke, zu dem uns die göttliche Vorsehung gestellt zu haben scheint für Einsiedeln, für Schwyz, für Zug, für Unterwalden u. s. w. gewonnen; nach dem bisherigen Erfolg darf ich die weitere Erfüllung meiner heissesten Wünsche nicht mehr bezweifeln; aber sie würde bald und befriedigender eintreten, wenn Sie, mein hochverehrter Freund, uns nicht so ganz verliessen; ich begreife wohl, dass Sie selbst, bei allen Ihren andern Geschäften, nicht mehr wie früher in Anspruch genommen werden dürfen; aber es kömmt mir vor, Sie sollten in Ihren gesellschaftlichen Kreisen der Angelegenheit, wovon die Rede ist, durch Ihre Empfehlung gar leicht die Theilnahme zuwenden können, die wir in ihrem Interesse zu wünschen haben.

XXXI.

Karl Schnell an Ph. Alb. Stapfer.

Zürich, am 2. April 1833.

Jetzt erst bin ich in Stand gesetzt, Ihnen, mein hochverehrter Herr und Freund, auf Ihre Zuschrift vom 22. August 1832 ?! eine Antwort ertheilen zu können, und ich würde es noch gegenwärtig nicht seyn, wenn nicht das Schicksal den Hrn. Schultheissen Eduard Pfyffer ¹⁾ und mich auf der nun in Zürich versammelten Tagsatzung zusammengeführt hätte. Ihre werthe Zuschrift hat mich nämlich nicht in Luzern getroffen; ich befand mich wieder in Burgdorf, als ich sie erhielt. Sobald ich in Be-

¹⁾ Eduard Pfyffer von Altishofen (1782—1834), Schultheiss von Luzern. Siehe Hartmann, Galerie berühmter Schweizer, Nr. 60 Meyer von Schauensee in Allg. Deut. Biogr., XXV, 722—724.

sitz davon gewesen war, habe ich dem Herrn Schultheissen, als damaligem Bundespräsidenten, über die *Subscription* ¹⁾ Bericht gegeben und ihn ersucht, man möchte ja doch dem schweizerschen Geschäftsträger in Paris das Wohlgefallen der Tagsatzung an diesem vaterländischen Unternehmen ausdrücken und mittelst dessen, der wohlthätigen und wohlgemeinten Subscription Ausdehnung und Bestand sichern, die Gutdenkenden durch Erkentlichkeit immer enger an unser theures Vaterland knüpfen und den freisinnigen Grundsätzen fort und fort mehr Kraft verleihen. Lange, sehr lange habe ich auf Antwort von Luzern gewartet, indem ich mir in meinem Brief eine solche ausgebethen hatte; allein vergeblich; ich benutzte mehrere Gelegenheiten, Hrn. Pfyffer mündlich an den Gegenstand erinnern zu lassen und blieb dem ungeacht ohne Bescheid. Endlich schrieb ich wieder und dringend um Antwort, mit dem ausdrücklichen Beisatz, dass ich sonst Ihren Brief nicht erwiedern könnte, was mir äusserst unangenehm seyn müsste. Hierauf erhielt ich ein mündliches Message: der Herr Schultheiss habe mich nicht vergessen; sobald die Arbeiten der Revision des Bundes beseitiget seyn werden, wolle er mir schreiben, und so wurde die Sache herausgeschoben bis auf diesen Tag.

Ihrem Wunsche gemäs habe ich dem Herrn Schultheiss Pfyffer die Eröffnung ganz im Vertrauen gemacht und ihn ersucht, sie für sich zu behalten; für seine Diskretion will ich bürgen. Nun sagt mir Herr Pfyffer: „er habe über den Hauptinhalt meines Briefs (über die *Subscription*) an Herrn Tschan ²⁾ geschrieben, der Sache

¹⁾ Vergl. W. Fetscherin, Repertorium der Abschiede der eidgenössischen Tagsatzungen (1814—1848), I, 1178.

²⁾ Niklaus Georg Karl von Tschan (1777—1847) war zuerst Legationssekretär bei Maillardoz, dem schweizerischen Gesandten in

„aber späterhin keine weitere Folge gegeben, indem die „kriegerischen Rüstungen sich am Ende auf sehr wenig „reduzirt hätten.“ Dabey trug er mir auf, „den edeln, würdigen Stapfer in seinem Nahmen aus der Fülle seines Herzens zu grüssen“; das sind seine eigenen Worte.

Da Sie, mein hochverehrter Herr, die Umstände jetzt kennen, die mich in die Unmöglichkeit gesetzt haben, Ihnen früher Auskunft zu ertheilen, so hoffe ich, in Ihren Augen gerechtfertiget zu erscheinen, woran mir äusserst viel gelegen ist.

Hier, in der alten Zürich, tagen wir nun; und zwar, dass man sich's nicht verhehle, unter sehr schwierigen Verumständungen! *Siebenzehn und ein halber Stand* sind bei der Eröffnung zugegen gewesen. *Wallis* hat späther die Tagsatzung verlassen, weil seine Gesandten nicht neben denjenigen von Kanton Basel-Landschaft sitzen sollten ¹⁾. Kommen wir zur Berathung des Entwurfs zu einer neuen *Bundesurkunde*, so verlassen uns wahrscheinlich die Stände *Zug, Tessin und Appenzell*. Eine *Conferenz* von *Halb-Schwyz, Uri, Unterwalden, Halb-Basel* (*Wallis*) und *Neuenburg* stellt sich gegenüber der Tagsatzung in Schwyz auf. Diese *Minderheit* hat sich erdreistet, der Tagsatzung *von Behörde zu Behörde* zuzuschreiben, die von der Tagsatzung *mit legaler Mehrheit* in den Angelegenheiten von *Basel* gefassten Schlüsse ²⁾ als *bundeswidrig* zu erklären, mit dem Beisatz: *wenn die Tagsatzung diese Schlüsse nicht zuruknehme, werde dieser*

Paris während der Mediationszeit, dann von 1814 hinweg bis zu seinem am 28. Nov. 1847 erfolgten Tode schweizerischer Geschäftsträger ebendasselbst. Siehe Neuer Nekrolog der Deutschen, 1847, Seite 725—727.

¹⁾ Siehe W. Fetscherin, Repertorium, 1813—1848, I, 517.

²⁾ Beschlüsse über Trennung von Basel-Stadt und Basel-Land. Siehe W. Fetscherin, Repertorium l. c. I, 596, 597, 691.

Winkel-Klub die Versammlung in Zürich nicht als eine recht- und bundgemäs zusammengesetzte Tagsatzung ansehen, noch die Beschlüsse derselben als verbindlich für irgend einen eidgenössischen Stand anerkennen ¹⁾???) Verdienter Massen hat die Tagsatzung dieses Machwerk als eine von *Privat-Personen* ausgehende Schrift einfach *ad acta* zu legen beschlossen und die abwesenden Stände aufgefordert, ihren Bundespflichten gemäs Gesandte an die in Zürich versammelte eidgenössische Tagsatzung zu senden und an den Berathungen Theil zu nehmen. Die *Stände* haben in ihren Antworten die Tagsatzung *an ihre in Schwyz versammelten Deputirten* gewiesen, die, *ihren habenden Vollmachten getreu*, das Zweckdienliche vorkehren werden ²⁾. Diese ausweichenden Antworten der renitirenden Stände sind von der Tagsatzung an eine Kommission verwiesen, die vorberathen soll, was nun in dieser Sachlage vorzunehmen sey ³⁾? Höchst wahrscheinlich wird sich die Tagsatzung durch die Kniffe der Gegenbündler in Schwyz nicht aus ihrer *legalen* Stellung versetzen lassen, und es wird bey Jedermann leicht entschieden seyn, wo er die wahre eidgenössische Tagsatzung zu suchen habe, ob bey den drei ganzen und zwei halben Ständen in Schwyz, oder bey den 16^{1/2} Ständen in Zürich, bei denen sich die *drei Vororte* befinden? Leicht ersichtlich ist, dass das Schwyzerconciliabule bundesmördersche Absichten hegt und auf jede Weise *fremde Intervention* herbeizuziehen sucht; die Mächte werden sich aber, bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge, doppelt

¹⁾ Siehe W. Fetscherin, Repertorium l. c. I, 515.

²⁾ Siehe W. Fetscherin, Repertorium l. c. I, 516.

³⁾ Siehe W. Fetscherin, Repertorium l. c. I, 516; schon am 28. März 1833 hatte die Tagsatzung einen diesbezüglichen Beschluss gefasst. Vergl. damit den Beschluss vom 22. April 1833. Repertorium, I, 646.

besinnen, ob sie eine unbedeutende Minderheit gegen eine grosse und entschlossene Mehrheit in Schutz nehmen wollen; und dann müssen sie erst noch erwarten, was die Schweiz zu einer solchen Intervention sprechen und wie sie sich dagegen geberden werde. So geschwind, als man vielleicht glauben möchte, ist denn doch die Sache nicht abgethan!

Die *Hauptgegenstände*, zu deren Erledigung die gegenwärtige ausserordentliche Tagsatzung zusammenberufen worden ist, sind *die Angelegenheiten des Kantons Basel, diejenigen des Kantons Schwyz* und die *Revision des Bundes von 1815*.

Bei *Basel* ist die Trennung in zwei Theile bereits letzten Herbst von der Tagsatzung ausgesprochen worden; es würde sich also jetzt noch *um Regulirung der politischen und materiellen Interessen* zwischen diesen beiden Theilen gehandelt haben, wenn Stadt Basel auf der wirklichen Tagsatzung erschienen wäre; da sich aber Stadt-Basel von der Eidgenossenschaft abtrennt, eben aus Grund, weil die letzte Tagsatzung die von Stadt Basel herbeigeführte Trennung zwar anerkannt, den Beschluss aber nicht so gefasst hat, wie *Basel Stadt* denselben diktirt hatte und weil infolg dieses Trennungs-Beschlusses die Gesandten von Basel-Landschaft in der Tagsatzung zugelassen worden sind, so ändert diese Abtrennung und das Nichtanerkennen der Tagsatzung und ihrer Beschlüsse die Stellung ganz und gar; da nämlich auf der Tagsatzung nicht 12. Stände aufzufinden sind, welche sich dazu verstehen könnten, mit Gewalt der Waffen entweder den Gesamt Kanton Basel auf das Prinzip vollkommener Rechtsgleichheit zu rekonstituiren oder aber die gefassten Trennungs-Beschlüsse in ihrem ganzen Umfang durchzuführen, so wird die Sache *einstweilen in statu quo* bleiben. Landschaft-Basel wird an Staatsgut behalten,

was sich in seinem Territorio vorfindet; Stadt-Basel nichts von allem dem herausgeben wollen, was sie besitzt ¹⁾).

Bei *Schwyz* sollte es sich fragen, ob, da Inner-Schwyz den äussern Bezirken keine Rechtsgleichheit gewähren wolle, man nun die äussern Bezirke als eigenen Kantons-theil anerkennen und ihre Abgeordneten mit halber Stimm in den Schooss der Tagsatzung aufnehmen wolle. Wahrscheinlich würde man Mühe gehabt haben, die reglementarische Mehrheit von 12. Ständen für ein solches Conklusum zu vereinigen. Jetzt, da Schwyz, das altgefreite Land, sich ebenfalls vom Bunde der 22. Stände abgelöst hat, stellt sich die Frage anders, und die bleibenden Stände werden sich für hoffentlich nicht länger besinnen, *drei Fünftheile* des gesammten Kantons Schwyz unter ihre Flügel zu nehmen, das Gebieth derselben mit der legalen Eidgenossenschaft zu vereinigen und diesen Kanton durch Abgeordnete auf der Tagsatzung vertreten zu lassen ²⁾).

Die *Bundesrevision* betreffend ist leider vor auszusehen, dass für dieses Mal wenig erhältlich seyn wird. Beinahe alle Stände hängen wie Kletten an ihrer Kantonal-Souverainität und sträuben sich gewaltig irgend einen Partikel derselben dem Allgemeinen zu opfern. Der eine Stand will die *Posten* ³⁾ nicht hergeben; der andere will nichts von Centralisirung der *Zölle* ⁴⁾ wissen, ein Dritter erklärt sich gegen Unität in *Münz, Maass und Gewicht* ⁵⁾. Kurz! der engherzigste

¹⁾ Vgl. überhaupt über die Trennungsgeschichte W. Fetscherin, Repertorium, I, 524—631, speziell I, 601.

²⁾ Vgl. W. Fetscherin, Repertorium, I, 631—687.

³⁾ Wie wenig geschah, siehe W. Fetscherin, Repertorium, I, 1129—1131.

⁴⁾ Siehe W. Fetscherin, Repertorium, I, 1035—1109.

⁵⁾ Siehe W. Fetscherin, Repertorium, I, 1123—1128.

Kantonal-Egoismus gukt zu allen Löchern hinaus. Vielleicht dass im *Militairwesen*¹⁾ einige wesentliche Verbesserungen erhältlich sind; wir wollen sehen! Die Instruktionen über die einzelnen Artikel der von der eidgenössischen Revisionskommission entworfenen Projekts-Bundesurkunde²⁾ sind nun eröffnet und weichen so sehr von einander ab, dass nicht zu gedenken ist, dass dieses Projekt von einer bedeutenden Zahl von Ständen werde angenommen werden; es kan sich demnach gegenwärtig lediglich darum handeln, aus diesem Projekt und aus den Instruktionen ein *neues* Projekt zu entwerfen und in dieses neue Projekt nur *solche*, hauptsächlich *politische* Artikel aufzunehmen, denen eine grosse Zahl von Ständen beipflichten könne, dann einen *tüchtigen Revisionsartikel* und eine *kurze Periode der Revision*. Hoffentlich wird sich indess der Geist bessern, und gegenwärtig schon ist das Volk den Regierungen vorausgeeilt. Baldiger Abschluss irgend eines Bundes thut Noth; Zögerung in so bedenklicher Zeit ist verderblich! Unser Kanton ist in Freisinnigkeit und eidgenössischem Sinn der erste in der Reihe, weil Koch³⁾, Wyss⁴⁾ und die übrigen Anhänger des tristissime milieu die erwünschte Oberherrschaft noch nicht haben erhalten können und wahrscheinlich so bald nicht erhalten werden.

Zug hat nun die Tagsatzung verlassen, weil dieser Stand an der Revision des Bundes gar keinen Theil

¹⁾ Siehe W. Fetscherin, Repertorium, II, 298 ff.

²⁾ Siehe W. Fetscherin, Repertorium, I, 367 ff.

³⁾ Karl Koch (1771—1844), bernischer Advokat, war von 1831 bis 1839 Regierungsrath des Kantons Bern. Siehe Neuer Nekrolog der Deutschen 1844, S. 647—650; Neue Helvetia 1844, S. 587—590.

⁴⁾ Rudolf Abraham Wyss (1792—1854), Regierungsrath des Kantons Bern. Siehe sein Lebensbild, entworfen von seinem Bruder Karl Wyss im Berner Taschenbuch 1856, Seite 95—132; Sammlung bernischer Biographien, I, 302—309.

nehmen will, wird sich aber, zu unser aller Freude, nicht zu dem Schwyzerklub begeben. *Appenzell* wird nächstens, aus dem gleichen Grund, nach Hause kehren. Mit *Tessin* weis man noch nicht, wie man daran ist. Die übrigen Stände werden wahrscheinlich bleiben; von *Graubünden* kan man es noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Schliesst man einen Bund in dem oben angegebenen Sinn, so kan man darauf zählen, dass alle diese Stände sich wieder anschliessen werden.

XXXII.

G. L. Meyer von Knonau an Ph. Alb. Stapfer ¹⁾.

Zürich, den 24. März 1834.

Obwohl ich erst neulich einen Zürcher Ihnen auf seiner Reise nach England zuführte, so darf ich es nicht unterlassen, einem trefflichen jungen Manne, Herrn David Rahn ²⁾ von Zürich, einen kleinen Empfehlungsbrief an Sie zu senden, indem dieser Freund, würde der herrliche Usteri noch leben, Ihnen jedenfalls von dem Verewigten empfohlen worden wäre. Ermuthigt durch das Wohlwollen, das Sie für mich haben, und gestützt auf den Gedanken, dass die Liebe nichts übel aufnimmt, bitte ich Sie herzlichst, meinem Empfohlenen, der mein naher Verwandter ist, Ihre für alle wissbegierigen Jünglinge so äusserst bildende Unterhaltung zu gewähren. Herrn Rahn's älterer Bruder ³⁾, nun ein ausgezeichnete Arzt in seiner Vaterstadt, denkt immer mit wahrer Begeisterung an die um Sie verlebten Stunden. Herr David

¹⁾ Die Anmerkungen zu den Briefen Gerold Ludwig Meyers von Knonau verdanke ich zum grössern Theil den gütigen Mittheilungen seines Sohnes, Hrn. Prof. Dr. Meyer von Knonau in Zürich.

²⁾ Johann David Rahn, † 1873, Staatsanwalt.

³⁾ Konrad Rahn, Dr. med., † 1881, als eine Hauptperson im Glaubens-Comité viel genannt.

Rahn, schon als Knabe sehr fleissig, benutzte seinen Aufenthalt in Bonn, Berlin und Göttingen aufs beste für seine juristische Ausbildung; allein als ein guter Kopf vergass er über dem *corpus juris* auch andere Zweige der Wissenschaft nicht, namentlich die Naturwissenschaften und besonders die Mineralogie. Der ruhige, gründlich gebildete und sittliche Jüngling wird Sie, edler Freund! gewiss ansprechen. Er hat im Sinne in Paris noch Vorlesungen anzuhören.

Seit meinem letzten Briefe hat sich in Zürich wenig Wesentliches zugetragen; zwar heisst es, besonders in einer Zeit, wie die unsrige, auch für den Staatsdiener: Jeder Tag bringt seine Plage, und solcher brachte jener unselige Savoyezug viele. Die vorörtlichen Massregeln fanden leider in dem bedeutendsten Cantone hohe Missbilligung, und schlimmer ist noch, dass die Ausführung der Regierungsbeschlüsse oft so unübersteigliche Hindernisse findet. Unser Vaterland ist wieder einmal in einer bedenklichen Lage. Ich weiss, dass Ihnen diess nahe geht. Wie vielmals wurde es schon aus solchen herausgezogen von *der* Hand, die alles sowohl führt; *sie* wird auch unser jetzt nicht vergessen; denn sie liebte uns zuerst.

In diesen Tagen war ich wegen der schweizerschen Statistik, deren Redaction ich übernommen habe, in St. Gallen ¹⁾, und lernte dort den demüthigen, frommen, sehr gelehrten und rechtlich freisinnigen Bibliothekar Aloys Fuchs ²⁾ kennen, der um seines kräftigen, christlichen Zeugnisses und um seines leidenschaftslosen, aber kühnen Auftretens gegen den Ultramontanismus willen

¹⁾ Huber & Cie. in St. Gallen hatten den Verlag der „Gemälde“ übernommen.

²⁾ Aloys Fuchs (1795—1855), kath. Geistlicher. Siehe Meyer von Knonau in Allg. Deut. Biogr., VIII, 159.

furchtbar von Rom verfolgt wird. Dass doch die Menschen so das „ewige Lieben“ vergessen können! Wie Aloys so ist auch Christophor Fuchs ¹⁾ (nun Professor der Kirchengeschichte in Luzern und ebenfalls verfolgt) voll Begeisterung für das Evangelium. Es ist die Grundlage ihres politischen und religiösen Gebäudes. Noch ist die Wendung des Kampfes zwischen Licht und Finsterniss in der katholischen Schweiz ungewiss; allein mit den Fuchs bin ich, wie Sie, der Meinung, dass Menschen das „Es werde Licht“ nur anbahnen, nicht bewirken können. Es wäre doch eigen, wenn die protestantische Kirche von einer regenirten [!] katholischen lernen müsste.

Meine Zürcherbeschreibung ²⁾ rückt, Gott sei Dank, recht vorwärts. Ich hoffe die Unzahl von Büchern durch ein nicht ganz nutzloses zu vermehren. Gegenwärtig bin ich an einer interessanten Materie, an der Literärgeschichte. Ich nehme Wissenschaft nach Wissenschaft durch und zwar durch Anführung der bedeutendsten Gelehrten und kurzer Bezeichnung ihrer schriftstellerschen Verdienste.

Werden Sie, edler Freund! bald wieder nach der Schweiz kommen? Können Sie dannzumahl Ihre Reise nicht bis Zürich ausdehnen, so erlauben Sie mir, Sie in Bern zu besuchen; denn es schmerzte mich 1831 sehr, Sie in der Schweiz zu wissen und nicht gesehen zu haben.

Empfehlen Sie mich aufs ehrerbiethigste der Frau Stapfer und den andern Damen, bei denen Sie schon

¹⁾ Christophor Fuchs (1795—1846), kath. Geistlicher, der wie Aloys in den Reformbestrebungen auf dem Gebiete der schweizerisch-katholischen Kirche eine grosse Rolle spielte. Siehe Meyer von Knonau in Allg. Deut. Biogr., VIII, 159.

²⁾ Nämlich „Der Kanton Zürich, historisch-geographisch-statistisch geschildert von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ein Hand- und Hausbuch für Jedermann.“

freundlichst meiner gedenken wollten, und lassen Sie sich nochmahls meinen sehr theuern Vetter Rahn aufs ergebenste empfohlen sein.

Gott erhalte Sie uns noch lange!

XXXIII.

Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer.

Bern, den 21. Nov. 1834.

. . . . Sie können sich auf die Berichte des „Volksfreundes“ in Betreff unserer öffentlichen Angelegenheiten durchaus verlassen. Die Regierung genießt im Lande das grösste Zutrauen. Von Bombelles¹⁾, der Gemahl der Ida Brunn, sucht uns überall zu verläumdern. Kürzlich sandte der französische Gesandte seinen Sekretär Bellevil nach Paris, um das Cabinet über Bombelles' Machinationen aufzuklären. England und Frankreich scheinen ganz gegen fremde Einmischung in unsere Sache zu sein

Unsere Hochschule ist am 15. d. eröffnet worden²⁾. Schneckenburger³⁾ ist ein Orthodexe, Gelpke⁴⁾ und Gerber⁵⁾ scheinen geschickte und wohlerzogene Männer

¹⁾ Graf Ludwig von Bombelles war von 1831 hinweg Gesandter Oesterreichs in der Schweiz. Er starb 1843; wurde aber als Gesandter erst 1846 ersetzt. Siehe W. Fetscherin, Repertorium der Abschiede, II, 1068.

²⁾ Siehe darüber das Nähere in Dr. Ed. Müller, Die Hochschule Bern in den Jahren 1834—1884, Festschrift zur 50. Jahresfeier ihrer Gründung, S. 1—32.

³⁾ Mathias Schneckenburger (1804—1848), Dr. phil. und theol. Siehe Ed. Müller l. c. S. 34; Herzog, Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, XV, 609 (1. Aufl.).

⁴⁾ Dr. Ernst Gelpke (1807—1870), Kirchenhistoriker. Siehe Ed. Müller l. c. S. 35.

⁵⁾ Friedrich Gerber (1797—1872), Professor der Anatomie. Siehe Nippold in Allg. Deut. Biogr., VIII, 552; Sammlung bernischer Biographien, I, 26—29; Ed. Müller l. c. 45.

zu sein. Ich habe mein Collegium mit 50 Zuhörern (sonst hatte ich nie über 30) eröffnet. Müller und Rettig ¹⁾ sind von Orelli ²⁾ empfohlen und scheinen in ihrem Fache tüchtige Männer zu sein. Wys ³⁾ hat durch eine leidenschaftliche Abneigung gegen die neue Ordnung seine Sache verdorben. Ich glaube, man werde ihm für ein Jahr, binnen welchem er sich um eine Pfarrei bewerben kann, seine Besoldung verabfolgen lassen, wenn er sich dafür anmeldet

Encore un mot en français pour la chère sœur . . . Jean est actuellement ici au Grand Conseil . . . Lisez ses diatribes contre les Allemanderies des Allemands dans le *Volksfreund* signé Helvetus; elles vous feront rire, surtout la dernière du dimanche passé. — Je ne suis d'aucun cercle, cela fait que je ne vois le „National“ que très rarement.

XXXIV.

Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer.

Bern, den 22. Juni 1835.

. . . . Der 10. Januar ist der Jahrestag von Münsingen, wie Sie in Ihrem Briefe an Louise ganz richtig bemerken. Die so geheissenen Nazionales (Biermichel), an deren Spitze die zwei Snell ⁴⁾ stehen und deren Thun

¹⁾ Zwei noch lebende hochverdiente Lehrer der Berner Hochschule.

²⁾ Ohne Zweifel Johann Caspar von Orelli (1787—1849), Professor in Zürich. Siehe Hunziker in der *Allg. Deut. Biogr.*, XXIV, 411—416; E. Secretan, *Galérie suisse*, III, 268—283; *Geschichte der Familie von Orelli*, Seite 30—31.

³⁾ Vgl. Ed. Müller l. c. S. 29.

⁴⁾ Die Gebrüder Ludwig und Wilhelm Snell, die 1834 als Professoren an die neugegründete Hochschule in Bern berufen wurden. Ueber Ludwig Snell (1786—1854), Lehrer und Politiker, siehe Dr. Ludwig Snells *Leben und Wirken*, bearbeitet nach des Verstorbenen

auch Troxler ¹⁾, der sich aber besser zu verstecken weiss, nicht fremd ist, werden freilich von allen ehrlichen Leuten nicht nur ausgelacht, sondern verabscheut, da sie durch Vorspiegelungen von Erlassung der Zehnten etc. auch die Vorschüsse sich anzueignen suchen. Hr. von Tavel ²⁾ ist ihrer Sache nicht fremd. Karl hat ihn im eigentlichen Sinne des Wortes zum Schultheissen gemacht unter der Bedingung, dass er nur in Vereinigung mit Schultheiss von Tschärner ³⁾ handeln solle, was er ihm versprochen. Sobald er aber erlangt hatte, was er gesucht, fing er an gegen Tschärner und Karl zu intriguiren, so dass Karl sich nun entschlossen hat, aus dem Regierungsrathe zu treten, um ihn im Grossen Rathe um so nachdrücklicher bekämpfen zu können.

Die philosophische und die medizinische Fakultät der Universität sind sehr gut bestellt. Schneckenburger, ein vernünftiger Orthodoxe, ist ein von dem ganzen Auditorium geliebter Prediger. Die Herren am Münster sind so eifersüchtig über ihn, dass sie, da man ihnen

hinterlassenen Papieren von einem jüngern Freunde desselben (H. Stiefel), Zürich 1858; O. Hunziker in Geschichte der Schweizerischen Volksschule, III, 11—18; über Wilhelm Snell (1789—1851), Professor der Jurisprudenz in Bern, siehe W. Snells Leben und Wirken, Bern 1851; Neuer Nekrolog der Deutschen 1851, Seite 1057—1064; Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer, Nr. 68. Vergl. über beide auch Escher, Politische Annalen; Dr. J. Schnell, Meine Erlebnisse unter dem Freischaarenregiment; Ed. Müller l. c. S. 38, 40.

¹⁾ Paul Vital Troxler (1780—1866), Arzt, Politiker u. Philosoph. Siehe Hartmann, Gallerie berühmter Schweizer, Nr. 40; Ed. Müller l. c. S. 47.

²⁾ Franz Karl von Tavel (1804—1865), Schultheiss der Republik Bern. Siehe Berner Taschenbuch 1869, Seite 343; Ed. Blösch, E. B. und dreissig Jahre bernischer Geschichte, Seite 76.

³⁾ Karl Friedrich von Tschärner (1772—1844), Schultheiss von Bern. Siehe Lauterburg, Berner Taschenbuch 1855, Seite 271—285; 1871, Seite 43; Neue Helvetia 1844, Seite 346 ff.; Neuer Nekrolog der Deutschen 1844, Seite 417—420.

anbot, ihnen bei einer Helferstelle, die man nicht wieder besetzen will, durch die theologischen Professoren aus-
helfen zu lassen, sich dieses nachdrücklichst verbeten
haben, weil sie sich ihre Gemeinde nicht entfremden
lassen möchten

XXXV.

Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer.

Bern, den 25. August 1835.

. . . . Sie hätten am 31. Juli hier sein und das ganze
Land mit Freudenfeuern erleuchtet sehen sollen; der
31. Juli ist der Jahrestag der Annahme der Verfassung.

. . . . Die Tagsatzung erreicht in dieser Woche ihr
Ende, und ich werde von der Langeweile erledigt, die
Tagsetzlinge in ihrer Langeweile in den Lauben herum-
stürmen zu sehen. Etwas Elenderes gibt es unter Gottes
Sonne nicht, als diese neuen Aristokraten. Um der
Schweiz die grossen Kosten zu ersparen, welche die Tag-
satzung verursacht, soll man in Zukunft bloss die In-
struktionen in die Mäntel der Weibel eingewickelt an
den Hauptort senden, dem man durch das Aushängen
der Mäntel der 22 Kantone während dem Erlesen der
Instruktionen ein unkostspieliges Schauspiel geben könnte.

. . . . Wie sind nicht die Franzosen von Gott und
dem Teufel verlassen, dass nun gar keine Adressen
gegen die Schandgesetze, die ein neues Schreckenssystem
beginnen werden, einlangen. Das ganze civilisirte Eu-
ropa soll sich dagegen erheben. In Vergleichung mit den-
selben sind die Ordonnances nur Narrenspiel

XXXVI.

Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer.

Bern, den 11. October 1836.

Ihr Brief kam zu guter Stunde, ehegestern, an, da eben gestern der grosse Rath den Entscheid über die französische Note, Gottlob in einem freundschaftlichen Sinne gefasst, worüber die Nazionalen, die Krieg wollten, ungemein aufgebracht sind. Der nächste Volkfreund wird Ihnen das Nähere berichten. Hans und Karl wohnten dieser Tage dem Grossen Rath bei und beförderten den Beschluss, den derselbe genommen. Dessen allem ungeachtet wäre es zu wünschen, dass Montebello¹⁾, der durch sein Anschliessen an den Auswurf der Aristokratie, durch seinen Hochmuth und übrigen widrigen Eigenschaften allen Einfluss auf die Regierung und alles Zutrauen bei dem Volke verloren hat, von hier entfernt würde; suchen Sie dieses, soviel an Ihnen ist, im Interesse sowohl von Frankreich als der Schweiz zu befördern. Man sollte uns Rumigni²⁾ wiedergeben, den man hier erst recht schätzen gelernt hat, seit man seinen Nachfolger kennt.

Avez-vous commencé à remplir les lacunes de Notice sur Berne³⁾: c'est un ouvrage qui manque tout à fait

¹⁾ Napoléon Lannes, Herzog von Montebello, war von 1835 bis 1838 franz. Gesandter in der Schweiz. Siehe W. Fetscherin, Repertorium der Abschiede, II, 1066.

²⁾ Graf H. de Rumigny war von 1831—1835 franz. Gesandter in der Schweiz gewesen. Siehe W. Fetscherin, Repert., II, 1066.

³⁾ Bezieht sich auf Stapfers „Description de la ville de Berne“, 1835 separat erschienen, findet sich auch in den *Mélanges phil., litt., hist. et relig.*, I, 361—541, von dem L. von Sinner, *Bibliographie der Schweizergeschichte*, S. 60, sagt: „Ein vortrefflicher Aufsatz, zu wenig in der Schweiz bekannt“. Vgl. R. Luginbühl, *Ph. Alb. Stapfer*, S. 487 ff.

à notre littérature. Les lettres de Meiners ne sont qu'un caquetage de la société de Mad. Hellene de Schenkenberg. —

J'espère que notre université sera bientôt délivrée des Snell dont vous aurez eu des nouvelles par le Volksfreund. Ils ont voulu se former un paratonnerre de moi, indem sie gleich nach Erscheinung der Goldbacher-adresse mich zur Zielscheibe ihrer Ausfälle in dem „Beobachter“ machten, und um den Nationalen Narren Neuhaus ¹⁾ gegen mich aufzubringen, ein Fragment einer meiner mündlichen Vorträge über das Völkerrecht, wo ich behauptete, es gebe kein eigentliches Völkerrecht (Zwangrecht), sondern bloss eine Völkermoral, in den „Beobachter“ einrücken liessen. Ich führte diese Behauptung mit aller Laune aus und bemerkte unter anderm, wenn der König von Frankreich verlangen sollte, dass unsere Regierungs-Räte sich in Purzelbäumen die Rathhaustreppe hinaufbewegten, so bliebe ihnen nichts übrig, als den Purzelbaum zu machen oder die Entlassung zu verlangen. Drei Monate, nachdem ich diese Worte geredet und gleich nach der Goldbacher Adresse, erschien dieses Fragment, das mir niemand nachgeschrieben, entstellt im „Beobachter“; und Neuhaus, der mich nun a posteriori überzeugen wollte, dass das Departement die Lehrer der Hochschule beaufsichtige, liess mich letzter Tage durch das Departement anfragen, ob ich in der That die Worte geredet habe, die mir der „Beobachter“ in den Mund lege? Ich antwortete sogleich, dass ich mir durch einen so schmutzigen Gesellen wie der „Beobachter“, der post-täglich die achtungswürdigsten Glieder der Regierung beschimpfe, nichts in den Mund legen lasse, und dass, wenn das Departement es nicht unter seiner Würde

¹⁾ Johann Karl Neuhaus (1796—1849), bernischer Staatsmann. Siehe Blösch in Allg. Deut. Biogr., XXIII, 498—502.

halte, aus einem solchen Schmutzblatt eine Anklage gegen einen Mann auszuwirken, der seit 30 Jahren nicht ohne Beifall an der Academie gelehrt, dieser es unter der seinigen halte, seine Anfrage zu beantworten, sowie ferner, dass ich mich mit ihm in keine Discussion über die Grundsätze des Völkerrechts einlassen könne, als das einzige seiner Glieder, welches dasselbe kenne (Fritz), in diesem Falle betheiligte sei etc., mit andern Impertinenzen mehr. Wir wollen nun erwarten, welches Ende diese Sache, die mir vielen Spass macht — dem Gerechten muss alles zum Besten dienen — nehmen werde.

XXXVII.

G. L. Meyer von Knonau an Ph. Alb. Stapfer.

Zürich, den 17. November 1836.

Einige Male schon durfte ich Landsleute bei Ihnen einführen, und sie wussten mir hernach grossen Dank, dass ich ihnen die Bekanntschaft eines so anspruchslosen Gelehrten und ausgezeichneten Schweizers verschafft habe. Ich mache aufs Neue von Ihrer Erlaubniss, Jünglinge bei Ihnen einzuführen, Gebrauch. Mein Empfohlener ist Herr Eduard Schinz¹⁾ von Zürich, der, wenn ich nicht irre, bei einer Eisenbahngesellschaft als Ingenieur angestellt ist. Dieser verständige und fleissige junge Mann ist Sohn des Regierungsrathes und eidg. Obersten Schinz²⁾. Erlauben Sie ihm, edler Freund, Sie zuweilen besuchen zu dürfen.

¹⁾ Eduard Schinz, genialer Ingenieur, † 1855.

²⁾ Heinrich Schinz (1785—1858), Oberst, Präsident des eidgenössischen Kriegsraths von 1831—1841 und Regierungsrath des Kantons Zürich. Siehe Verhandlungen der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft 1859, Seite 359.

Für Ihren noch nie beantworteten, köstlichen Brief von 1834 drücke ich Ihnen jetzt noch die Hand. Sein Inhalt war für mich ebenso ermuthigend als höchst belehrend. Seither habe ich mich oft an Ihre Seite versetzt, mich gefreut, wenn ich etwas von Ihnen vernahm, Ihren Vorträgen in den relig. Gesellschaften mit Aufmerksamkeit gefolgt, von der Auszeichnung, die Ihnen in Ernennung zum Doctor der heiligen Theologie widerfuhr ¹⁾, Theil genommen. Wie geht es Ihrem leiblichen Auge? Dass das geistige seine Sehkraft nicht verloren, bewies mir unter anderm neulich ein meisterhafter Artikel in dem mit Geschmack, Geist und Umsicht redigirten Semeur. Ich meine jene Würdigung des Rechtes oder Unrechtes der Franzosen und Schweizer in der ärgerlichen Conseilsache. Sie leben inmitten einer Nation, die zu der Wissenschaft der Geschichte einen neuen Zweig beigefügt hat. Sie wissen, dass ich die Memoiren meine. Wollen Sie, väterlicher Freund, zu dem Manchem, wodurch Sie Ihre zahlreichen Freunde und Ihre mit Hochachtung für Sie erfüllten Landsleute begabten, nicht noch eine Selbstbiographie ²⁾ oder Memoiren aus Ihrem Leben beifügen? Wenige Schweizer haben eine so bedeutungsvolle Laufbahn zurückgelegt, wie Sie, keiner das Gute und Schlimme der grossen Tongeberin des Festlandes so durchschaut, und wer könnte besser die Licht- und Schattseite der neuesten Culturgeschichte beurtheilen als Sie. Schenken Sie dieser meiner innigen Bitte Gehör. Wäre ich in Paris, Sie dürften darauf zählen, dass ich Ihnen meine Hand biethen würde. Ich gebe zu, dass

¹⁾ Stapfer war 1835 von der juridischen (nicht theologischen) Fakultät der Berner Hochschule mit Monnard und Druey zum Dr. honoris causa ernannt worden. Siehe R. Luginbühl, Ph. Alb. Stapfer, S. 445.

²⁾ Die Biographie universelle, LXXXIII, 16—20 (1. Aufl.), enthält eine kurze Autobiographie Stapfers.

eine solche Arbeit schwer ist; doch bei Ihnen heisst es: Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert, und an jener Klippe, an der schon mehr als einer Schiffbruch litt, scheitern Sie nie. Ihre Lebensweisheit und jener Sinn, der in allem gerne Gott die Ehre gibt, lassen Sie vor dem ego nie erschrecken.

So wäre denn die Differenz zwischen dem französischen Cabinet und der Schweiz beseitigt. Ich war nie so sehr besorgt, keineswegs, dass ich leichtsinnig über die Sache dachte. Möchte doch die Schweiz erkennen, wie gnädig Gott stets über ihr waltet; möchten unsere Staatsmänner nie aus den Augen verlieren, dass dem allgemeinen Wohl das persönliche stets untergeordnet sein soll, dass ein schweizerischer Staatsmann sich durch inniges Gottvertrauen und einen frommen Wandel auszeichnen und dabei bei unbilligen Zumuthungen von innen oder aussen fest, den Herausforderungen des Auslandes fremde, gegen alle Störungen des inneren oder äusseren Friedens ohne Rücksicht der Personen kräftig auftreten soll. Daran scheinen Viele unserer Staatsmänner zu leiden. Ich konnte diess letzten Sommer auf einer Reise durch die Schweiz mehrfach bemerken, namentlich im Kanton Bern, wo ich in einem grossen Theile des Landes eine tiefe Missstimmung unter allen Ständen gewahr wurde. Sie war mir erklärlich; denn wenn ich die letzten Jahre ruhig an meinen Augen vorübergehen liess, so begegnete ich mancher Inconsequenz und wenig Leistungen seiner Regierung. Wir müssen allerdings Bern Dank wissen, dass es uns aus den katholisch kirchlichen Wirren und aus den neuesten politischen Zerwürfnissen herausführte; allein es erntete jetzt und wird schwerlich später Achtung dafür einerten. Nicht ohne Besorgniss sehe ich unserer bevorstehenden Verfassungsrevision entgegen. Drei Partheien werden sich in den Weg treten; die rohe Masse

oder diejenige Parthei, welche neben anderm Unheil uns das scheussliche Veto bringen möchte; die, welche heilsame Modificationen eintreten lassen will, *und* diejenige, die pro domo spricht und das Volk zum Fuss-schemel machen möchte. Sie begreifen daher, Verehrungswürdiger, dass man gespannt der Lösung der Dinge entgegenseht; denn wie Zürich anfängt, werden ihm andere Kantone nachfolgen. Wurde es doch in neuester Zeit mehr als einmal und von bedeutenden Stimmen der intellectuelle Vorort genannt.

Unser wissenschaftliches Leben verwelket nicht, ungeachtet es ausser Zürich wenige Genossen hat. Scheiden ältere Männer hin, so treten jüngere in ihre Stelle, und mehr als einer der letztern gewinnt jenen den Vorrang ab. Vor wenigen Tagen trug man den rüstigen Klopffechter Schulthess ¹⁾ zu Grabe. Schade um seinen beispiellosen Fleiss, um seine ungemeine Gelehrsamkeit, dass sie nicht zur Ehre, der Sache des Herrn dienen mussten. Er konnte nicht glauben, obwohl das Ziehen des Vaters zum Sohne auch Er mehrfach zu erfahren hatte. Viel Aufsehen erregt gegenwärtig der junge Professor Alex. Schweizer ²⁾. Durch und nach Schleiermacher ³⁾ gebildet, weiss auch er, wie sein grosser Lehrer, auf Katheder und Kanzel jenem faden, alles zerlegen wollenden Vernunftgötzenthum gewandt und kräftig entgegen zu treten, die Geister zu einer feinern Mystik, ohne welche weder das Buch der Gnade noch das der Natur gehörig gewürdigt werden kann, hinzuleiten, bei seiner grossen dialectischen

¹⁾ Johann Schulthess, † 1836, Chorherr am Grossmünsterstifte und Professor.

²⁾ Alexander Schweizer, Professor der Theologie, † 1888.

³⁾ Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768—1834), der bekannte Theologe und Philosoph. Siehe Herzog, Realencyclopädie für protestantische Theologie, XIII, 741—783.

Gabe aber gleich der Mücke, um das Licht zu seigen, und so den einen durch seine durchdachten, geistreichen „morceaux d'éloquence“ zu genügen, den andern durch seine verständige Gemüthlichkeit das Gesuchte zu geben. Neben dem blühenden und nicht unkritischen Geschichtschreiber Hottinger ¹⁾ und dem äusserst gründlichen, scharfdenkenden, aber kalten Escher ²⁾ ist ein jüngerer Geschichtschreiber aufgetreten. Ferdinand Meyer ³⁾ heisst er. Er schilderte uns mit ungemeinem Fleisse und in ungekünsteltem Style, aber mit oft ermüdender Weit-schweifigkeit die Auswanderung der um des Evangeliums aus Locarno vertriebenen Italiener. Die Philosophie liegt bei uns brache; denn einige Dilettanten, die zudem noch zu den Klingklangs, den Naturphilosophen, gehören, dürfen nicht in Betrachtung kommen. Flüchtig und tüchtig wird die Naturkunde betrieben. Vor allem will ich Ihnen einen anspruchlosen Mann nennen. Den Tag über sitzt er am Drehstuhl, die Abendstunden bei seinen Cryptogamen, Conchilien, Dipteren u. s. f. Dazu ist er beinahe taub; aber wohl wird es mir jedesmahl um diese candida anima, die über dem Geschöpfe den Schöpfer nicht vergisst, im Gegentheil mit einer wahren Begeisterung von den weisen Anordnungen des himmlischen Vaters im Reiche der Natur spricht. Es ist der Vater unseres Herrn Jesu Christi, von dem er redet, und nicht der vornehme Gott der Deisten.

¹⁾ Johann Jakob Hottinger (1783—1860), Historiker, zweiter Fortsetzer J. v. Müllers Geschichten Schweizer. Eidgenossenschaft. Siehe G. v. Wyss in Allg. Deut. Biogr., XIII, 199.

²⁾ Heinrich Escher (1781—1860), Historiker. Siehe G. v. Wyss in Allg. Deut. Biogr., VI, 353.

³⁾ Ferdinand Meyer (1799—1840), Regierungsrath in Zürich, veröffentlichte 1836 sein 2bändiges Werk: Geschichte der evangelischen Gemeinde Locarno, ihre Auswanderung und Schicksale. Siehe G. v. Wyss in Allg. Deut. Biogr., XXI, 569.

Bremi ¹⁾ heisst dieser vorzügliche Kopf. Unsere Universität ist gleich einem auf Sand gebauten Hause. Man hat ein wenig ohne den *Meister* gebaut. Der würdige Rettig ²⁾ ist durch den wackern Würtemberger Elwert ³⁾ ersetzt. Schweizer'n habe ich Ihnen genannt. Von den andern nicht zu reden, mögen Sie mir erlauben. Vornehm oder langweilig ist die jurist. Facultät. Der einzige tüchtige Philosoph liest einem Dutzend Zuhörer. Glänzend ist die medicinische Facultät, und ohne sie wäre die Studentenzahl nicht viel mehr als drei Dutzend stark. Bessere Aussichten sind für Jahre keine zu hoffen. Es war überhaupt kläglich, dass eine solche Universitätsschafferei entstand. Basel sieht scheel auf Zürich, Zürich bemitleidet Basel, Bern öffnet Zürich nach, und beruft mehrere wissenschaftliche Abentheurer ⁴⁾, St. Gallen geht auch mit Universitätsgedanken schwanger. Vielleicht stellt es einen Professor für Musselinefabrikation auf.

Von unserm religiösen Leben kann ich Ihnen nichts Grosses melden. Wir Zürcher sind immer ein wenig furchtsam und so auch im Heraustreten für die Sache des Herrn Jesu; doch wird es immer ein wenig besser. Wenn je die Stellung des Geistlichen zur Gemeinde schwierig war, so ist sie es gegenwärtig ⁵⁾, indem auf

¹⁾ Johann Jakob Bremi, † 1857, Drechslermeister und vorzüglicher Entomolog. Vergl. Neujahrsblatt der naturforschenden Gesellschaft in Zürich für 1858 von August Menzel.

²⁾ Heinrich Christian Michael Rettig (1795—1836), Philolog und Theolog. Siehe Allg. Deut. Biogr., XXVIII, 273.

³⁾ Eduard Elwert (1805—1865), Theolog. Siehe Allg. Deut. Biogr., VI, 76.

⁴⁾ Vergl. damit Ed. Müller, Die Hochschule Bern, S. 11 u. a. O.

⁵⁾ Vergl. damit: „Rückblicke auf die religiösen, kirchlichen und theologischen Zustände und Erfahrungen im Kt. Zürich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Von Dekan Joh. Hirzel“; im Zürcher Taschenbuch 1886 namentlich von S. 19 hinweg.

der einen Seite eine Unkirchlichkeit, die früher ganz unbekannt war, sehr einreißt, auf der andern Seite bei nicht weniger Ueberspanntheit in religiösen Dingen sich kundgiebt und gewöhnlich in wiedertäuferischen Gesinnungen sich endigt. Jene Unkirchlichkeit findet ihre Hauptquelle in dem materiellen Sinne unserer Zeit. Diesem wird nicht nur das Eine, was Noth thut, geopfert, selbst das Interesse für das Staatswohl etc. untergeordnet. Dazu kömmt, dass die Mehrzahl der Schullehrer sehr viele Kenntnisse besitzen, die in ihnen aber oft einen bedauerlichen Eigendünkel erzeugen und schon hin und wieder zu Reibungen zwischen Pfarrer und Schullehrer führten. Waren diese letztern einst zu tief gestellt, so verfiel man jetzt in das Extrem. Wohl daher dem Geistlichen, dem des Herrn Sache tief in Kopf und Herz liegt, der in seiner Bildung stets vorwärts schreitet, zu schweigen und zu reden weiss, vor allem in ungestörtem Bunde mit Gott durch das Gebet steht. Solche *Seelsorger* mehren sich, und in diesen Tagen werden sie einen Schritt weiter gehen. Sie werden zum ersten Mahle zu gegenseitiger Berathung, Ermahnung und Erbauung zusammentreten. Solcher Colloquien sollen in Zukunft zwei, drei Male des Jahres Statt haben. Erflehen Sie, edler väterlicher Freund, dazu mit uns des Herrn Segen. Das Missionsinteresse ist im Zunehmen. Bereits wird es hier und in Winterthur zu einer Kirchensache gemacht; andere Orte werden nachfolgen, wir hoffen es. Durch Verbreitung christlicher grösserer und kleinerer Schriften ist ohne Zweifel auch bei uns schon mehr als ein Gemüth zur heiligen Bibel hingeleitet und manches schwankende in der Nachfolge Christi befestigt worden. Gott giesse ein reiches Mass seines Geistes über uns aus, damit wir den guten Kampf kämpfen und einstens die Krone, die jedem treuen Streiter verheissen ist, aus der Hand des Anfängers und Voll-

enders unseres Glaubens empfangen können. Es geschehe.

Seit ich Ihnen zum letzten Male schrieb, ist jenes Werk, von welchem ich Sie damals in Kenntniss setzte, vorwärts gediehen. Bereits sind von den „Gemälden der Schweiz“ acht Theile erschienen. Ich schilderte nur zwei Kantone, Zürich und Schwyz. Die Manuscripte der übrigen Bände prüfe ich, bevor sie der Druckerei übergeben werden und musste so die Hauptredaction übernehmen. Ich freue mich auf die Zeit, wo das ganze Werk vollendet sein wird, an dem ich besonders auszusetzen habe, dass es so augenmörderisch gedruckt ist. Ich wagte Ihnen daher auch nie, mein Zürich und Schwyz zu senden. Durch die Schrift über Schwyz bin ich mit allen Notabilitäten dieses Landes bekannt geworden. Ich bin mit zu idealischen Vorstellungen an die Schilderung dieses Volkes gegangen und bekam später mehr als eine heilsame Lehre. Von der kindischen Unbehülflichkeit dieses Landes kann man sich, wenn man es nicht selbst erfahren hat, kaum einen Begriff machen. Ich erfahre Dinge, wie seiner Zeit Ebel ¹⁾; da bittet mich einer, ihm einen Verleger zu Gedichten zu suchen; da ruft einer, nehmt euch meiner an, ich bin Bergführer, meine Kinder schreien nach Brot; hier ein anderer: weist mir einen Käufer für Bauholz an u. s. f. Aus Deutschland und der Schweiz aufgefordert, meine Erd- und Staatskunde der Schweiz zu vollenden, bin ich an die Arbeit gegangen. Sie hat mir schon hunderte von Stunden gekostet. Sollte das Buch erscheinen, so hoffe ich, man werde es treu finden. Ich suche jeder Gegend ihre Eigenthümlichkeit abzulauschen, und über dem Jetzt das Einst nie zu ver-

¹⁾ Johann Gottfried Ebel (1776—1830), Arzt und Naturforscher, bekannt durch seine „Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen“. Siehe Allg. Deut. Biogr.

gessen, d. h. die Geschichte stets mit der Erdkunde zu verbinden. Sie haben jene flüchtigen Bogen, die den Anfang meiner Arbeit bilden, so ungemein gütig beurtheilt, Sie sind meinem Herzen so innig lieb, dass ich Sie, väterlicher Freund, befragen möchte, ob ich, wenn die Schrift erscheinen sollte, sie Ihnen zueignen dürfte? Es thäte mir wohl, meine Verehrung für Sie vor meinen Landsleuten aussprechen zu können ¹⁾.

Empfehlen Sie mich auf das ehrerbiethigste den Damen Stapfer, Pelet, Jul. Mallet, Broglie ²⁾ und der ganzen Familie Wilks. Tausend Grüsse an die lieben Lutteroth's ³⁾ und den schwer geprüften Grandpierre ⁴⁾. Mein th. Vater lässt sich, mit Bezeugung grosser Hochachtung in Ihr Andenken zurückrufen. Verzeihen Sie, dass ich so lange plauderte; allein es war mir ein wahres Bedürfniss. Nochmahls empfehle ich Ihnen angelegenst meinen lieben Mitbürger, Herrn Ingenieur Schinz. Sie verpflichten mit mir seine wackern Eltern und eine hochverehrte schwesterliche Freundin, deren Vater auch Ihnen lieb ist, der Nathanael Diacon Pfenninger ⁵⁾.

¹⁾ Die Dedikation findet sich dem ersten Band seiner Erdkunde vorgedruckt.

²⁾ Von den Genannten ist namentlich Madame Albertine Broglie (1797—1839) hervorzuheben. Sie war die einzige Tochter der Madame de Staël und Gemahlin des Achille Charles Léonce Victor, Herzog von Broglie (1785—1870), der unter Louis Philippe als Staatsmann eine wichtige Rolle spielte.

³⁾ Henri Lutteroth war Sekretär verschiedener protestantischer Gesellschaften, welche zur Weckung neuen religiösen Lebens nach Napoleons Sturz entstanden waren.

⁴⁾ Grandpierre war damals Vorsteher der Missionsanstalt in Paris.

⁵⁾ Johann Konrad Pfenninger (1747—1792), Diakon am St. Peter in Zürich. Siehe Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, S. 398; Johann Stockar, Johann Georg Müller, S. 347.

XXXVIII.

G. L. Meyer von Knonau an Ph. Alb. Stapfer.

Zürich, 9. Juli 1837.

Bis jetzt durfte ich Ihnen mehrmals Freunde empfehlen; noch nie wurde mir aber die Freude zu Theil, Ihnen ein Glied meiner Familie zuführen zu können. Dieses ist mein Bruder¹⁾, den einzigen, welchen ich habe, ein vielbegabter, junger Mann, der die Stelle eines Staatsschreibers in Zürich bekleidet. Er macht seine Hochzeitreise nach Paris. Gewiss frägt der liebevolle Greis, aber hat denn mein Freund M. von Kn. sich noch nicht selbst verheirathet, und dieser antwortet mit einem Ja, und geht weiter. Durch Gottes Gnade wurde mir eine ebenso begabte als treue Seele zu Theil. Es war Anfang Novembers verflossenen Jahres, als ich von einer mit christlichem Auge blickenden Freundin von einem jungen Mädchen sprechen hörte, das durch Talente, namentlich durch poetische Gaben, sich auszeichne, *nicht glänzen* wolle und nach der Wahrheit von oben sich sehne. Da kehrte in mein Herz der rege Wunsch ein, dieses liebe Gemüth zu besitzen und nach zweimonathlichem Harren, wobei manch' ernstes Gebet zum Himmel stieg, der Herr möge mir zeigen, ob es *Sein* Wille sei, durfte ich die Ersehnte mein nennen. Am 5. Juni ds. Jhrs. wurde ich mit meiner Frau²⁾ getraut und habe seitdem mit ihr ein Leben begonnen, das meine Seele nicht von dem Geber alles Guten abwendet, sondern vielmehr ihm näher zu bringen im Stande ist. Nun, *Er* lege seinen reichen Segen auf unser Bündniss. Gedenken Sie, innig-verehrter, unser auch vor ihm.

¹⁾ Johann Konrad Meyer von Knonau (1805—1865). Siehe in den „Lebenserinnerungen“ seines Vaters, S. 271, 278 ff., 499 ff.

²⁾ Emerentia Meyer, † 1871. Siehe Lebenserinnerungen, S. 499.

Für Ihren herrlichen Brief, den ich im März erhielt, drücke ich Ihnen auf das wärmste die Hand. Wie gültig waren Sie, dass Sie mir schrieben, da Ihnen das Schreiben bei Ihrem geschwächten Auge so viel Anstrengung kostet. Ihre Schilderung Berns¹⁾ habe ich mit grossem Interesse gelesen, und darin wieder jene Feder erkannt, die einst das Oberland²⁾ so classisch schilderte.

Nach dem, was Sie mir über ihre Memoires schrieben, wage ich Ihnen nicht mehr zuzureden. Eines aber thue ich, denken Sie noch an Ihre Landsleute und beschenken Sie dieselben mit einer Arbeit, worin politische Lehren enthalten sind, zugleich aber auch dargethan ist, dass ohne Christus kein Heil in Staat und Kirche ist. Ein solcher Schwanengesang, von Vater Stapfer herkommend, müsste von den gesegnetsten Folgen sein. Reden Sie noch aus kühler Erde zu ihren jüngern Landsleuten. Diess wäre eine *gottgefällige* Arbeit.

Über die junge Herzogin von Orleans³⁾ freue ich mich. Gesprochen habe ich sie, während ihres Aufenthaltes in Zürich im Jahr 1827 nie, wohl aber ihren verstorbenen hochbegabten Bruder⁴⁾ Freund genannt und mit ihrer nun in Paris weilenden Mutter Briefe gewechselt. Diese ist eine gründliche Christin, und auch in

¹⁾ „Description de la ville de Berne.“ Siehe *Mélanges phil., litt., hist. et relig.*, I, 361—541.

²⁾ „Voyage pittoresque de l'Oberland bernois ou Description de l'Oberland, accompagnée de notices historiques“, Paris, chez Treuttel et Würz, 1812. Siehe R. Luginbühl, *Ph. Alb. Stapfer*, S. 485.

³⁾ Ferdinand (1810—1842), Herzog von Châtres, später Herzog von Orléans, Sohn des französischen Königs Ludwig Philipp und der Prinzessin Marie Amalia von Sizilien, war mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin (1814—1858) verheiratet.

⁴⁾ Herzog Albrecht von Mecklenburg, † 1834, lebte als Jüngling einige Jahre in Zürich.

Helene lebt mehr als Bedürfniss, ich darf sagen Erkenntniss. Sagen Sie diess der Frau von Broglie und bitten Sie die edle Dame, der jungen Fürstin Rathgeberin und Freundin zu sein. Der Bruder Helenen's, von dem ich soeben sprach, hatte lange Zeit gekämpft, ob er nicht zum Katholicismus übertreten wolle, wozu ihn ein Oheim weniger durch Aufforderung als Liebe zu ihm veranlasst hätte, der in Wien Katholik wurde. Von dieser Neigung ist Helene ganz frei, doppelt ist es aber nöthig, sie auf dem *einfachen* Glaubenswege zu behalten.

Das Buch, das ich Ihnen zueignen will, ist nicht das Gemälde der Schweiz, wovon Sie wissen, sondern ein anderes Werk. Sie machten zwar Einwendungen, allein diese können mich nicht abhalten, meinem Wunsche Folge zu geben.

Lassen Sie sich meinen Bruder bei seinem kurzen Aufenthalte in Paris auf das beste empfohlen sein. Theilen Sie gelegentlich meinen Freunden Grandpierre, J. Monod, H. Lutteroth, der Familie Wilks, den Damen Broglie, Pelet, Mallet, Lutteroth meine Verbindung mit, und empfehlen Sie ihnen mich mit meinem liebenswürdigen Weibe. Rufen Sie mich in das Andenken der Mad. Stapfer zurück und behalten Sie ferner lieb Ihren Sie innig hochachtenden und liebenden *M. v. K.*

Die beiden Zwinglibände bitte ich ehrerbietigst der Bibliothek des Missionshauses in meinem Namen zu übergeben. Die Mangelnden werde ich später senden.



Inhalt.

Einleitung	63—90
<i>a.</i> Johann Georg Zimmermann	65
<i>b.</i> Philipp Emanuel von Fellenberg	74
<i>c.</i> Philipp Albert Stapfers Gedanken über die Erziehung der bernischen Patrizier	82
<i>d.</i> Samuel Schnell und Karl Schnell	84
<i>e.</i> Gerold Meyer von Knonau	88
Briefe	90—228
Nr.	
I. J. G. Zimmermann an Johann Stapfer, 1785 IV 8.	90
II. J. G. Zimmermann an Johann Stapfer, 1785 X 24.	103
III. J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer, 1790 III 15.	111
IV. J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer, 1790 III 19.	112
V. J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer, 1790 V 15.	115
VI. J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer, 1790 VII 21.	123
VII. J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer, 1790 IX 6.	127
VIII. J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer, 1790 IX 17.	129
IX. J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer, 1791 XI 4.	131
X. J. G. Zimmermann an Ph. Alb. Stapfer, 1793 II 22.	144
XI. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1793 IV 28.	147
XII. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1812 I 28.	151
XIII. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1814 IV 23	154
XIV. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1814 V 4.	155
XV. Ph. Alb. Stapfer an K. V. v. Bonstetten, 1815/1816	155
XVI. Karl Schnell an Ph. Alb. Stapfer, 1816 VII 31.	166
XVII. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1816 XII 23.	169
XVIII. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1817 II 14.	169
XIX. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1817 III 20.	170
XX. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1818 XII 1.	171
XXI. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1821 XI 27.	173
XXII. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1823 III 20.	174
XXIII. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1827 I 5.	176
XXIV. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1827 X 30.	178
XXV. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1828 I 26.	180
XXVI. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1830 I 30.	181

Nr.	Seite
XXVII. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1830 III 10. . .	190
XXVIII. Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer, 1830 VI 10. . .	194
XXIX. Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer, 1830 VIII 4. . .	198
XXX. E. v. Fellenberg an Ph. Alb. Stapfer, 1830 XI 8. . .	199
XXXI. Karl Schnell an Ph. Alb. Stapfer, 1833 IV 2. . .	201
XXXII. G. L. Meyer von Knonau an Ph. Alb. Stapfer, 1834 III 24	208
XXXIII. Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer, 1834 XI 21. . .	211
XXXIV. Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer, 1835 VI 22. . .	212
XXXV. Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer, 1835 VIII 25. . .	214
XXXVI. Samuel Schnell an Ph. Alb. Stapfer, 1836 X 11. . .	215
XXXVII. G. L. Meyer von Knonau an Ph. Alb. Stapfer, 1836 XI 17.	217
XXXVIII. G. L. Meyer von Knonau an Ph. Alb. Stapfer, 1837 VII 9.	226

